Jan. 2012

58 unique

Interkulturalität ist mehr …

mehr wert

Gewissen — **Wohin führt uns die Konsumkritik?**

Asylbewerber — **Weimars unbemerkte Theaterhelden**

Entente — **Officiers et gentlemen**

Anzeige

Ihre Anzeige fehlt auf dieser Seite?

Kontaktieren Sie uns: werbung@unique-online.de

Martin Morgner

In die Mühlen geraten

Broschur, 14,8×21 cm, 400 Seiten
ISBN 978-3-86160-408-2, 16,00 €

Aus seinem ursprünglichen Auftrag, dem Aufstellen einer Übersicht von politisch verfolgten Studenten, Dozenten und Universitätsangehörigen der Universität Jena während der Zeit der Sowjetischen Besatzungszone und der Deutschen Demokratischen Republik, entwickelte Martin Morgner diese Fallsammlung. Anhand von acht Fällen, die sich zwischen 1967 und 1984 zutrugen, geht er Spuren von Opposition und politischem Aufbegehren von Studierenden der Friedrich-Schiller-Universität Jena nach. Dabei wird beispielhaft der Umgang des Systems mit den Menschen aufgezeigt.

Bestellen Sie im Internet, per E-Mail oder Telefon:

www.wartburgverlag.de

buch@wartburgverlag.de

(0 36 43) 24 61 44

Wartburg Verlag

Anzeige

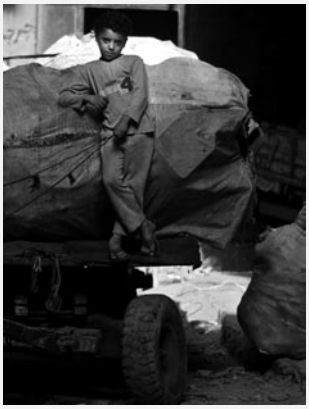
www.unique-online.de

Editorial

Im Jahre 1837 schrieb Hans-Christian Andersen *Des Kaisers neue Kleider*. Zwar hat das Märchen um die „durchsichtige“ Mode des nackt herumstolzierenden Staatsoberhaupts inzwischen über 170 Jahre auf dem Buckel, doch an der Aktualität seines Inhalts nichts eingebüßt. Im moralischen Kern geht es um den Sieg wirtschaftlicher Erwägungen über die Wahrheit. Wie viel von dem Geld, das *H&M* oder „der Textildiskont“ *KiK* einstreichen, bei der Näherin in Bangladesch ankommt, zeigen wir auf Seite 14. Bevor die Näherin aber ihre 70-Stunden-Woche beginnen kann, wird der Rohstoff Baumwolle in zwei stark gesundheitsgefährdenden und umweltschädlichen Verfahren geerntet und verarbeitet. Den Weg der komplexen Produktion könnt ihr auf Seite 16 nachvollziehen. Natürlich sind wir nicht die ersten, die sich diesen Zuständen kritisch nähern: Konsumkritik, kreativen Protest und die Entstehung einer „Verbraucherdemokratie“ erläutern wir unter soziologischen Gesichtspunkten (Seite 18). Und auch ein paar subjektive Denkanstöße wollen wir euch mitgeben: Ob man wirklich *Chanel* und Chinohosen im Kleiderschrank haben muss, erörtern wir auf Seite 9. Neuer Chic entsteht nämlich auch aus Upcycling. Was das ist, erläutert uns eine Designerin im Interview (Seite 22).

So widmen wir also dieses Heft der Kleidung. Ob wir damit etwas verändern können oder viele von euch nur ein weiteres Mal genervt die Augen rollen wegen der Dauerpräsenz des Themas? Bemüht haben wir uns jedenfalls um eine sachliche und vor allem informative Herangehensweise. Es geht um Tatsachen und Hintergründe dieser knallharten Branche und darum, wie man versucht, diese zu verheimlichen. Denn das eigentlich Schockierende sind leider kaum noch die miesen Arbeitsbedingungen selbst, sondern der unterkühlte Umgang mit ihnen. Oder haben Konzernbosse wie *KiK*-Chef Stefan Heinig gar keine andere Wahl? Denn im Gegensatz zu unserem Kaiser gibt sich der heutige Konsument eben nicht mit „durchsichtiger“ Kleidung zufrieden.

Anzeige



EinBlick

Die Frau mit der Mappe
Einen Tag lang unterwegs mit der GEZ 6

Wo liegt eigentlich dieses Thüringen?
Zwei Studenten der Uni Jena als Botschafter in Osteuropa 8

Der Friedhof der „Must-Haves“
Pierre Bourdieu, Coco Chanel und die Bedeutung der Chinohose 9

„Ich habe mich mit meinem Kopftuch nie anders gefühlt“
Zwei ägyptische Studentinnen über ihre Erfahrungen in Deutschland 10

Egypt: Photo Essay
Impressionen aus Ägypten von Leyland Cecco 11

WeitBlick

***memorique* | „Land der Nichtstuer“**
Deutschlands unermessliche Schuld(en) bei Griechenland 12

Mit Schildchen gegen Ausbeutung
Kleider machen Leute – Leute machen Kleider 14

Die Weltreise der Baumwolle
Von der Blüte zum T-Shirt in 6.900 Zeichen 16

„Konsum macht nicht glücklich“ - aber die Kritik daran?
Auf dem Weg zur Verbraucherdemokratie 18

I N H A L T

LebensArt

„Mich gibt es gar nicht“ - Nimmerland in Weimar
Asylbewerber bringen ihr Leben auf die Theaterbühne 20

„Das Handwerk geht verloren“
Modedesignerin Carina Bischof über Upcycling und Nachhaltigkeit 22

London einmal anders - ein Versuch
Ein alternativer Städtebericht, der keiner ist 24

***Leckerique* | Saisonale Bolognese**
Ein Appetizer 25

WortArt

Hasan Dewrans „Engel der Finsternis“
Eine fast vergessene Sprache kehrt mit der Lyrik wieder zurück 26

„Winter wakeneth all my care ...“
Jahreszeitliche Betrachtungen von Prof. Dr. Thomas Honegger 28

***klassiquer* | Tea-time, whisky et révolutions**
Britisch-französische Verständigung im Ersten Weltkrieg 29

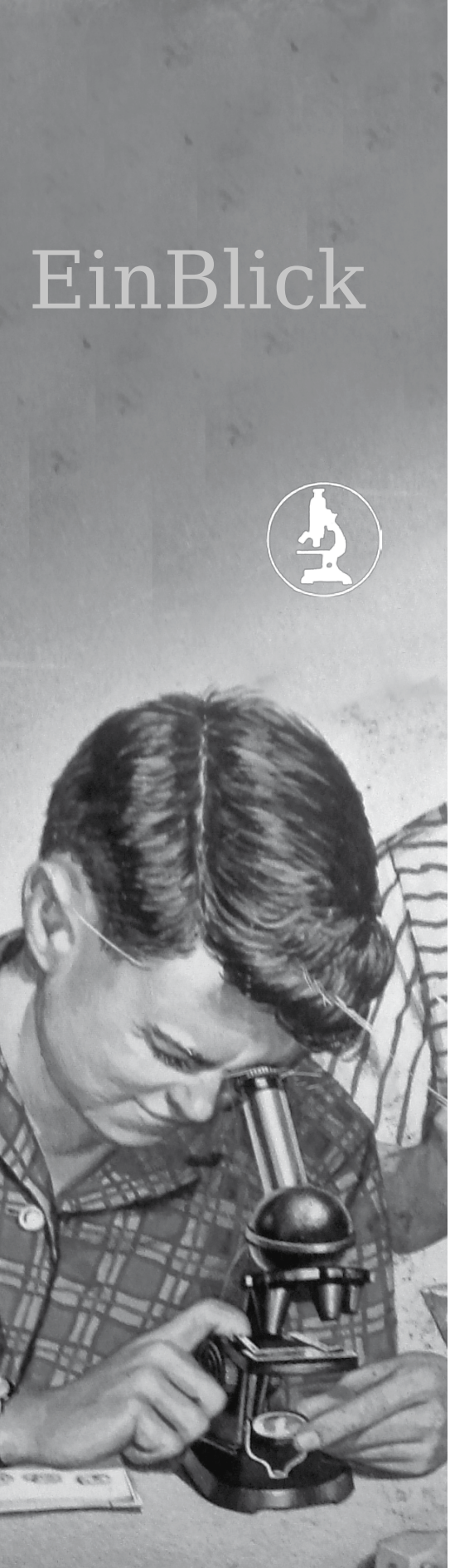
übrique
unique macht Schule | Impressum | Bildnachweis 30

Anzeige

Zugang zum Uni-WLAN

bequeme Sofas in ruhiger Umgebung

Räume für studentische und universitäre Veranstaltungen



Die Frau mit der Mappe

von LuGr

Dieser warme Juninachmittag ist wechselhaft. Petra Wagner* sitzt in ihrem VW Polo und nimmt sich während eines kurzen Schauers die Zeit, die Grundzüge ihrer Arbeit zu erklären. „Ich mache nichts, womit ich kein Geld verdiene!“ wiederholt sie mehrmals, während sie das komplexe Provisionssystem der Gebühreneinzugszentrale (GEZ) erläutert. Sie ist seit nunmehr sechs Jahren als Gebührenbeauftragte des MDR unterwegs, heute wird sie mehrere Straßenzüge im verfallenen Leipziger Stadtteil Wahren ablaufen.

Frau Wagner sucht die „schwarzen Schafe“, die bisher weder Radio, noch Fernseher oder ein „neuartiges Rundfunkgerät“ angemeldet haben, und aktualisiert die Datenbestände der GEZ. 60 Cent bekommt sie dafür, das fehlende Geburtsdatum eines Gebührenzahlers zu ergänzen oder dessen Umzug innerhalb des Sendegebiets festzustellen. Rundfunkanmeldungen bei einsichtigen „Sündern“ sind ungleich lukrativer: 10,80 Euro für die Anmeldung eines Radios, 22,80 Euro für einen Fernseher. Ein Grundgehalt bekommen die freiberuflich arbeitenden Gebührenbeauftragten im Außendienst nicht. Gibt es keine Auskünfte, gibt es auch kein Geld. „Man muss sich schon aufraffen können, regelmäßig loszulaufen“, fasst Petra Wagner eine Grundvoraussetzung für den Job zusammen, während sie eifrig allerlei Formulare in ihrer schwarzen Ledermappe verstaut. Regelmäßig arbeitet sie meistens von 15 Uhr bis zum frühen Abend und verdient in dieser Zeit nach eigenen Angaben täglich etwa 200 Euro, wenn alle rückständigen Gebühren, die sie bei einem neuen Rundfunkteilnehmer ermittelt, bezahlt werden. Erst dann erhält sie auch ihre Provision. Im Schnitt kommt sie auf 5.000 Euro im Monat – brutto, versteht sich. Es gibt jedoch Kollegen im Dienste des MDR, die schon einmal 7.000 Euro verdient hätten. Das sind aber eher Ausnahmen.

Frau Wagner passt nicht so recht zum verrufenen Image vom aufdringlichen Widerling, der potenziellen Gebührensündern nachspioniert. Das liegt auch daran, dass sie eine der wenigen Frauen in dem von männlichen Kollegen dominierten Beruf ist. Eine unscheinbare Mittvierzigerin mit einem Faible für Hunde, der man genauso gut eine Tätigkeit im sozialen Bereich zutrauen würde. Tatsächlich hat sie jahrelang in der Pflege von psychisch Kranken gearbeitet, bis sie nach einem Burn-Out und mehreren Jobwechseln beim MDR in der Abteilung für Rundfunkgebühren gelandet ist. Ihre lockere Art, große Klappe und Schlagfertigkeit, so sagt sie, kämen ihr bei diesem Beruf sehr zugute.

GEZ-Gebühren wie Hundesteuer: Jeder muss zahlen

Es hat aufgeklart, wir laufen los. Beim ersten Altbau-Block treffen wir schnell einen netten jungen Mann an, der frisch eingezogen und dessen Name nicht auf der Laufliste zu finden ist. Frau Wagner schaut mittels ihres Smartphones in die Datenbank der GEZ, entdeckt kein Teilnehmerkonto, füllt das Anmeldeformular aus, da er auf Nachfrage freimütig zugibt, ein Autoradio zu besitzen. Nur die Anmeldung, keine Nachzahlung: Frau Wagner gibt sich damit zufrieden. Eine freischaffende Fotografin, die von zu Hause aus arbeitet, hat da weniger Glück. Neben der Anmeldung ihres Computers kommt eine Nachzahlung für die letzten zwei Jahre auf sie zu. Da ein „neuartiges Rundfunkgerät“ nicht vergütet wird, meldet Frau Wagner ein Radio an, das kostet dasselbe: 5,76

Außendienstmitarbeiter der GEZ sind ungebetene Gäste und ihr Image als Abzocker ist berüchtigt. Ich begleitete eine Mitarbeiterin für einen Tag bei ihrem alltäglichen Rundgang auf der Suche nach Gebührensündern.

Euro im Monat. Insgesamt sind ca. 150 Euro fällig. Die junge Frau ist sichtlich verärgert und beginnt, die GEZ und die Höhe der Gebühren zu verfluchen. Frau Wagner kümmert das jedoch nicht. Die gebürtige Rheinländerin hat das schon häufiger gehört und kontert mit einem Verweis auf den Rundfunkgebührenstaatsvertrag und die Hundesteuer, die ja auch jeder zahlen muss, der einen Vierbeiner hält. Das entschärft die Situation kaum, die angespannte Stimmung ist von unterschwelliger Wut und Sarkasmus geprägt. Frau Wagner, die aufgrund einer Beteiligung an den Nachberechnungen mit diesem Fall etwa 30 Euro verdient hat, erklärt sich später gelassen: „So etwas prallt an mir ab, da muss man ein dickes Fell haben.“ Für die Arbeit wechselt sie von ihrem ursprünglichen in einen Berliner Akzent. So käme sie besser an, wirke autoritärer und authentischer, weniger schnöselig. Ihre Haare trägt sie mal offen, mal im Zopf zusammengefasst. Das verspricht mehr Erfolg beim Arbeiten, weil sie die Leute auf der Straße nicht gleich wiedererkennen. Die auffällige schwarze Ledermappe unter ihrem Arm kann sie jedoch nicht verstecken.

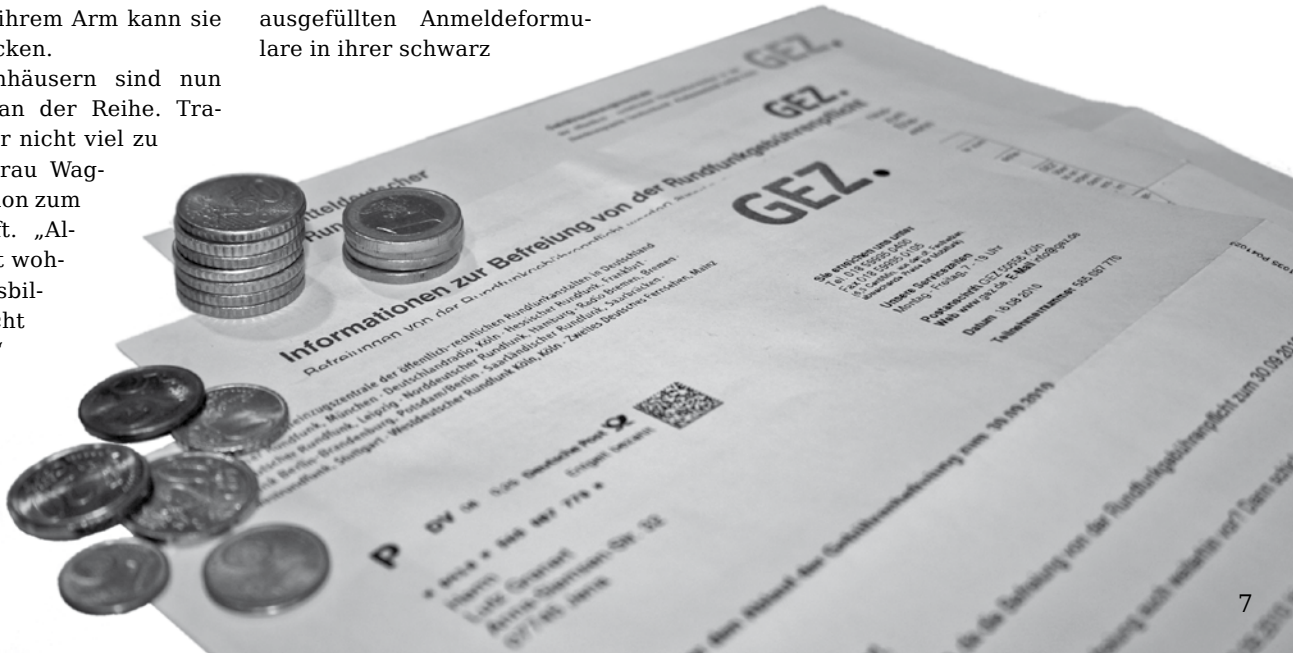
Nach Mehrfamilienhäusern sind nun Einfamilienhäuser an der Reihe. Traditionell gibt es hier nicht viel zu holen, auch weil Frau Wagner dieses Areal schon zum dritten Mal abläuft. „Allenfalls im Haushalt wohnende Kinder in Ausbildung, die bisher nicht angemeldet sind.“ Heute ist das aber nicht der Fall, auch weil nur wenige zuhause sind.

Böse Briefe und Loseblätter

Dann machen wir noch Bekanntschaft mit hartnäckigen Verweigerern, die versuchen, uns nach einem kurzen Gespräch an der Gegensprechanlage abzuwimmeln. Die Gebührenbeauftragte kennt jedoch kein Pardon, argumentiert erst nachdrücklich, dann aufbrausend mit Paragraphen und Pflichten. Selbst Handys seien aufgrund eingebauter Radioempfänger anmeldepflichtig – und zumindest die seien doch in jedem Haushalt vorhanden. Nach dem verärgerten Klacken des Hörers von der Gegenseite vermerkt Frau Wagner den Namen und wirft einen scharf formulierten Auskunftsbogen mit einer Standardformulierung des MDR in den Briefkasten. Sollte auch dann und nach zwei Mahnungen keine Rundfunkanmeldung erfolgen, gilt der Problemfall als abgeschlossen. Inkasso-Büros oder juristische Schritte sind dem MDR zu aufwändig, weswegen der Sender dabei Nachsicht walten lässt.

Es ist 19.30 Uhr, Frau Wagners Rundgang durch Leipzig/Wahren neigt sich dem Ende. Sie ordnet sorgfältig die ausgefüllten Anmeldeformulare in ihrer schwarzen Ledermappe, in der sie auch Informationsblätter über Details der Gebührenpflichten und Befreiungsanträge bereithält. Heute abend muss sie noch ein Fax schreiben mit den Adressänderungen und den eingeworfenen Auskunftsbögen. Dann ist der Tag auch für sie vorbei. Doch trotz ihres Arbeitseifers herrscht bei ihr ein gemischter Eindruck vor: „Spaß habe ich an diesem Job nicht, aber ich mache ihn, um Geld zu verdienen.“ Viel Geld oder wenig: Darüber entscheidet letztendlich der Kunde mit seiner Unterschrift an der Haustür. □

* *Name geändert*



Wo liegt eigentlich dieses Thüringen?

Zwei Studenten der FSU durchquerten Europa mit dem Rad. Immer entlang der Donau waren sie als Botschafter ihrer Alma Mater unterwegs.

von Frank

Mit über 2.800 Kilometern ist die Donau der zweitlängste Strom Europas. Für die radsportbegeisterten Lehramtsanwärter Felix Schumann (24) und Andreas Fekl (21) eine attraktive Herausforderung: „Als angehender Geographie-Lehrer sollte man einiges gesehen haben, um beim Sich-klug-Anhören auch noch möglichst authentisch zu wirken“, scherzt Felix. Im vergangenen August waren die beiden von Uni-Rektor Prof. Dr. Klaus Dicke mit einem Empfehlungsschreiben und FSU-Mitbringseln als „EU-Botschafter“ ihrer Alma Mater auf die Reise geschickt worden. „Ihrem weitsichtigen Engagement für Europa möchte ich mich im Namen der Friedrich-Schiller-Universität von Herzen anschließen“, betonte der Rektor und wünschte den beiden viel Erfolg bei ihrem ehrgeizigen Vorhaben.

Sechs Wochen, so hatten Felix und Andreas geplant, würden sie mit dem Rad von der Donauquelle bis zum Schwarzen Meer unterwegs sein. Das Wetter zeigte sich dabei von Beginn an vorbildlich: Von 30 reinen Fahrtagen hatten die beiden nur einen regnerischen. Wer nun vielleicht andere Unglücke erwartet, dem sei verraten: Außer zwei leicht zu flickenden Reifenpannen (die erste nach stolzen 2.500 Kilometern!) gab es für die FSU-Radler keinen Grund, sich über technische Probleme oder körperliche Gebrechen zu beschweren.

So führte die Tour entlang des Donaustroms von einer Uni-Stadt zur nächsten:

Wien, Bratislava, Budapest, Novi Sad und andere mehr. In den Hochschulen zeigten sich die Offiziellen stets so interessiert wie überrascht: „Ein Händeschütteln und das obligatorische Foto, ein paar Give-Aways im Austausch und die Fragen nach Kilometerstand, Hygienestandard und der letzten Zeltstandortwahl“, beschreibt Felix das Prozedere. Ab der österreichischen Grenze gesellte sich immer öfter die Frage hinzu: Wo liegt dieses Thüringen eigentlich?

Ein Stück Heimat fand sich dafür im fernen Serbien, wo Belgrader Studenten ihre deutschen Gäste ins „Bohemian Quarter“ der Stadt führten: „Ich fühlte mich wie in einem Gitter aus Wagnergassen“, erinnert sich Felix. Doch in eben jenem Belgrad wurden die FSU-Botschafter auch schonungslos über die miserablen Zustände an der dortigen Universität aufgeklärt: Seit zwei Jahren hatte es keine ausländischen Studenten gegeben. Projektgelder landeten zu großen Teilen auf den Privatkonten der höheren Angestellten – den Rektor der Uni nicht ausgenommen. Mit jeder Idee zu internationalen Vorhaben treffe man auf abwehrende Haltung, erfuhren die beiden, und jeder würde lieber woanders arbeiten als „hier, wo sich nichts bewegt“. Auf ihrem weiteren Weg zur Donaumündung folgten Felix und Andreas endlosen Dörfern. Zahllose Male winkten sie den Bewohnern zu, für die die beiden Radfahrer Seltenheitswert hatten. „Wir waren ein Ereignis und die Kinder kamen, um uns abzuklatschen. Wir fühlten uns fast wie Berühmtheiten!“, erinnern sich die beiden.

Dann endlich, nach fünf Wochen: das Ziel in Rumänien, die Donau-Mündung. Am letzten Tag noch eine Bootstour durchs Donaudelta. Wassernüsse knacken. Die vermeintlich letzten Pelikane brachen gen Süden auf. „Bei einem alten Leuchtturm verbrachten wir die letzte Nacht beim Lagerfeuer am Strand, im Beisein von ein paar zahmen verwilderten Hunden und einem Dutzend anderer deutscher Reisender“, erzählt Andreas. Zu Fuß, als Anhalter oder mit dem Rad waren sie alle hierher gekommen. Einige waren noch unterwegs nach Skopje oder Istanbul. „Wir nahmen an, auch ihr Weg war ihr Ziel“, so Felix. „Wir stießen alle mit dem Wein an, der uns von rumänischen Bauern unterwegs geschenkt wurde und dieser Moment war grandios – ein leuchtender Moment im rumänischen Küstendunkel, von wo man schon nach der Ukraine hinüber sehen konnte.“ □

Der Friedhof der „Must-Haves“

Unsere Kleiderschränke füllen sich mit Dingen, die wir unbedingt brauchen. Zumindest eine Saison lang...

von paqui

Da gewöhnt man sich endlich an den selten schönen Anblick von knallengen Röhrenjeans und Lederleggings und jetzt sind die „Must-Haves“ für 2012 doch tatsächlich 70er Jahre „wide-leg pants“. Immer wieder bin ich entsetzt über die Trends der Saison und darüber, wie sich mein ästhetisches Empfinden letzten Endes doch den *H&M*-Schaufenstern anpasst. Neulich suggerierten mir diese, ich bräuchte unbedingt eine Chinohose – die haben jetzt alle. Das sind Karottenhosen mit aufgeplustertem Schoß, die unnötig breite Hüften machen. Eigentlich will ich keine Hose, die breite Hüften macht, aber das nützt ja nichts, schließlich ist sie das „Must-Have“ der Saison. Mein Kleiderschrank mutiert allmählich zum Friedhof der „Must-Haves“, die ganz schnell diesen Status verlieren. Um meinen eigenen zu zeigen, gehe ich mit der Zeit und passe mich an. Was noch tragbar ist, ich aber nicht mehr haven must, wandert in die Kleiderspende. Kann man ja noch anziehen! Nur ich halt nicht.

Und dann gibt es da Leute, die meinen: „Ich kann nicht akzeptieren, dass man Kleider wegwirft, nur weil Frühling ist.“ Nicht etwa der Alpakapulli-Träger auf der Greenpeace-Demo versucht einem da ein schlechtes Gewissen zu machen, sondern ausgerechnet die Modeschöpferin Coco Chanel. Welch Ironie, dass gerade in ihrem Unternehmen nun allein von Karl Lagerfeld jährlich acht Kollektionen auf den gefräßigen Modemarkt geworfen werden. Von den „Großen“ wie *Chanel* und *Versace* inspiriert, räumen *H&M*, *Zara* & Co. ebenfalls ihre Regale alle paar Monate für neue imitierte Billig-Kollektionen. Kollektionen, die wichtige Funktionen für uns haben, denn Kleidung unterscheidet mich von und verbindet mich mit anderen. Sie ist ein Medium zur nonverbalen Kommunikation und Genussmittel.

Die Schönen und Reichen grenzen sich durch exquisite und exklusive Mode vom Mob ab und setzen so Standards. Standards, denen der Pöbel hinterher hechelt, weil ja jeder gern reich und schön wäre. Laut dem französischen Soziologen Bourdieu nimmt allerdings genau das der aktuellen Mode ihre Exklusivität und damit ihren Wert und zwingt nun Karl Lagerfeld, neue kulturell-legitime Blüschen und Höschen zu entwerfen. Um in diesem Teufelskreis zu verharren, geben deutsche Studierende im Schnitt 51 Euro pro Monat aus – 1.836 Euro also während eines gesamten Bachelorstudiums. Viel Geld, um dem Habitus und dem Drang nach Einzigartigkeit zu entsprechen! Paradoxerweise wollen wir durch Kleidung also dazugehören und uns gleichzeitig von anderen abgrenzen.

Wir übersehen dabei, dass unser Drang nach Individualisierung zu einem Massenbedürfnis geworden ist. Wir suchen unseren eigenen Stil ausgerechnet in Kleidungsstücken, die ihren Ursprung in der militärischen Uniform haben: T-Shirts, Parka, Trenchcoat – und die Chinohose. Letztere wurde ursprünglich von den Briten und den Franzosen Mitte des 19. Jahrhunderts als Teil der Uniform verwendet. Selbst die vereinheitlichten Konfektionsgrößen S, M, L und XL stammen aus der Standardisierung der Kleidergrößen für Soldaten, die damals in vier Körpergrößen eingeteilt wurden. Im Einheitsbrei verkauft sich vermeintliche Differenz aber gut und so hat *H&M* stets unterschiedliche Kollektionen im Geschäft, die uns im Sinne einer Entmassung der Massenmode zielgruppenorientiert präsentiert werden.

Das täuscht aber nicht darüber hinweg, dass wir uns durch den Drang nach billiger Individualisierung uniformieren – mit Kleidung genäht in Bangladesch. Die Haltbarkeit der Nähte: genau eine Kollektion lang – so hat man neben dem Hinterherhecheln noch einen Grund, sich in den nächsten Sonderverkauf zu stürzen und Chinohosen zu kaufen. Und ich mittendrin. Brauche ich die Hose? Nein. Will ich sie? Ja! Bei diesem Widerspruch geht es um viel mehr als um meinen persönlichen Geschmack. Mode ist nicht nur eine Rubrik in Frauenzeitschriften, sondern ein soziales Totalphänomen und Spiegel unserer Gesellschaft. Durch die Etablierung von Geschmacksrichtungen manifestieren und reproduzieren sich soziale Unterschiede. Deswegen sollte ich vielleicht damit aufhören, Chinohosen zu wollen. Was die betrifft, hatte Oscar Wilde wahrscheinlich Recht, indem er sagte: „Mode ist eine so unerträgliche Form der Hässlichkeit, dass wir sie alle sechs Monate ändern müssen.“ □

„Ich habe mich mit meinem Kopftuch nie anders gefühlt!“

Zwei Studentinnen der Al-Azhar-Universität Kairo berichten über ihre Eindrücke aus Deutschland, nachdem sie hier einen Monat mit einem DAAD-Stipendium verbrachten.

Was ist der Unterschied zwischen dem Studium in Deutschland und dem in Ägypten?
Somaya: Es gibt da natürlich große Unterschiede. In Deutschland setzt man auf die Beteiligung der Studenten. Ganz im Gegenteil zu uns hier in Ägypten, wo man sich auf Indoktrination verlässt. Das System dort ist am Anfang schwer, aber es ist aufregender und einfach nützlicher!
Amina: Es ist ein enormer Unterschied! Das Studium ist gut organisiert, man weiß vorher, was genau man studiert. Auch die Uni-Verwaltung ist sehr kooperativ und gut organisiert. Die Dozenten dort gehen mit den Studenten locker um. Wir haben unseren Dozenten z.B. mit seinem Vornamen angeredet! Aber in Ägypten weiß man oft nicht, wo der Unterricht stattfindet. Und man respektiert uns Studenten nicht.

Wie habt ihr eure Freizeit verbracht?
Somaya: Es war ein wenig langweilig. Jeden Tag hatten wir Unterricht von 9 bis 17 Uhr und wir hatten kaum Zeit einzukaufen, da die Geschäfte schon um 20 Uhr geschlossen haben. Am Wochenende sind wir in die umliegenden Städte in Deutschland gefahren. Das Beste war, als wir an der Nordsee waren.
Amina: Wir haben einen Ausflug nach Amsterdam gemacht. Einen zum Karneval nach Belgien. Und eine Fahrradtour. Wir waren im Kino und die Universität hat auch Filmabende veranstaltet

Welchen Stellenwert hat Religion im deutschen Alltag?
Somaya: Ich hatte nicht das Gefühl, dass Religion einen großen Platz im Leben der Deutschen einnimmt! Ich habe nie jemand getroffen, der sagte „Ich muss jetzt gehen, weil ich in der Kirche beten muss.“ Vor dem Supermarkt aber stand jeden Tag ein Missionar, der Informationen über das Christentum verteilte. Aber jemand sagte mir, dass der von der Kirche bezahlt wird.
Amina: Oh ja der Mann! Der hat mir einmal ein Buch über das Christentum gegeben und als ich ihm angeboten habe, ihm auch ein Buch über den Islam zu geben, sagte er: „Nein, den Kram will ich nicht.“ Ich hab dann gesagt „Dann will ich Ihren Kram auch nicht.“ Dann hat er es mit abschätzigem Blick angenommen und gesagt: „Das ist alles Quatsch! Ihr seid alle Teufel und ihr seid...“ was weiß ich und so weiter. Da hab ich sein Buch in zwei Hälften gerissen, es ihm wiedergegeben, mein Buch genommen und bin gegangen.

Was denken die Deutschen vom Islam?
Somaya: Die meisten haben uns gar nicht nach dem Islam gefragt. Nur zwei Mädchen wollten wissen, ob wir das Kopftuch auch zu Hause tragen und denen hab ich das dann erklärt. Und eine Kommilitonin hat mich mal über das Fasten ausgefragt.
Amina: Sie haben keine negativen Vorstellungen vom Islam! Ich hatte das Gefühl, dass sie ihn akzeptieren. Und am Ende von meinem Kurs erzählten mir meine Kommilitonen, dass sie den Islam verstehen wollen und ich habe es ihnen erklärt.

Gab es Moscheen in euren Städten?
Somaya: In Vechta gab es eine türkische Moschee. Es ist ein normales Haus, das sie als Moschee benutzen. Die Jungen gingen dort freitags zum Beten hin, aber dort war nichts geregelt. Einer hielt eine Predigt in Türkisch und andere übersetzten. Einen Platz für Frauen gab es nicht.
Amina: Aachen ist bekannt für sein islamisches Zentrum. Es gibt zwei Gebetsplätze und einen kleinen Bereich für Männer! Es gibt Vorlesungen und Veranstaltungen z.B. zur Koranrezitation, Ausflüge und Nähkurse für Mädchen.

Hattet ihr Probleme mit den Gebetszeiten wegen den Vorlesungen?
Somaya: Ja, ich musste das Gebet oft verschieben. Und zu Hause wusste ich dann nicht, wo die Gebetsrichtung war und niemand konnte mir helfen.
Amina: Nein, gar nicht. Ich hatte sogar ein Programm auf meinem Handy mit Gebetszeiten und der Gebetsrichtung!

Wie habt ihr euch gefühlt, als ihr zurück gefahren seid?
Amina: Ich war sehr traurig! Ich war froh meine Familie wieder zu sehen, aber nicht, wieder in Ägypten zu sein. Ich liebe die Ägypter, aber ich mag das Land nicht allzu sehr. Und in Deutschland wird viel getan.
Somaya: Ich war sehr froh, meine Familie wiederzusehen, aber ich war besorgt, dass mein Tag nicht mehr so ausgefüllt sein würde wie in Deutschland.

Das Interview führte Hend Taher Refky. Die Erstveröffentlichung erfolgte in der ägyptischen Studentenzeitung „Einen Moment Mal“ im Sommer 2011. Die an der Al-Azhar-Universität in Kairo erscheinende Studentenzeitung wird von einer Hand voll Deutsch-Studenten herausgegeben. Die größtenteils auf Deutsch verfasste Zeitung erscheint einmal im Semester und befasst sich mit den Geschehnissen aus Politik und Kultur in Ägypten, der arabischen Welt und Deutschland. Die Redaktion finanziert den Druck der Ausgabe aus eigenen Mitteln.
Übersetzung: Christoph Borgans & Hend Taher Refky

Egypt: Photo Essay

von Mallory

Leyland Cecco, from Victoria, Canada, captures images that resonate with a love for travel and true immersion into a culture. His most recent photos show the laugh-lines and individuality of the people living amongst Egyptian turmoil, where he is currently working as a Geography and History teacher. The photos allow the viewer to sink deeper than the surface of Cairo's political situation, and see how it has affected the people in their daily lives.

With a philosophy degree from Dalhousie University, focusing mainly on Moral Theory, it is no surprise that his goal is to create photos that inspire conversation and questions. Cecco's first inspiration came just weeks before leaving for his year abroad in 2009, when he decided that living in Turkey for a year would be worthy of photographic documentation. It has become a passion, pastime, and a which he describes lovingly as the only activity where he "hunger[s] to become better each day." More of his work, including a frequently updated blog, can be found at *www.leylandcecco.com*.

memorique

„Land der Nichtstuer“: Deutschlands Schuld(en) bei Griechenland

Deutschland gibt sich in der gegenwärtigen EU-Schuldenkrise als untadeliger Schuldenbremser. Dabei sind seine historischen Schulden gegenüber Griechenland mit Geld kaum zu erfassen.

von David

Im Februar 2010 forderte der griechische Vize-Premierminister die Deutschen auf, den Griechen für die „Zwangsanleihe“ während des Zweiten Weltkriegs wenigstens zu danken. Bundesregierung und öffentliche Meinung reagierten empört – wurden doch die Griechen gerade erst dank deutscher Bemühungen als „Betrüger in der Euro-Familie“ entlarvt. Und trotzdem wagten sie es, ohne Bezug zur aktuellen Schuldenkrise und (scheinbar) grundlos, die „Nazikeule“ zu schwingen. Die angesprochene „Zwangsanleihe“ war die Plünderung von umgerechnet 476 Millionen Reichsmark (heute wären das fünf Milliarden Euro) aus der griechischen Nationalbank durch die deutschen Besatzer. Im Gegensatz zum NS-Staat selbst erkannte keine seiner Nachfolgeregierungen diese Kreditschuld an. Und sie sahen jahrelang wenig Grund, für die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen in Griechenland die Konsequenzen zu tragen.

Zur Erinnerung: Kein nichtslawischer Staat hat unter der deutschen Besatzung so gelitten wie Hellas. Nur wenige Länder haben einen größeren Anteil ihrer jüdischen Gemeinde verloren. Massaker an Zivilisten wie etwa im Dorf Distomo, in welchem die SS am 10. Juni 1944 über 200 Frauen, Greise und Kinder grausam ermordete, waren integraler Bestandteil des Besatzungsalltags. Bis heute wurde jedoch niemand für Kriegsverbrechen in Griechenland von einem deutschen Gericht verurteilt: Alle Verfahren wurden eingestellt oder die Beschuldigten freigesprochen.

Zwischen „Endlösung“ und Kaltem Krieg

Deutschland war schon vor dem Ersten Weltkrieg der Haupthandelspartner Griechenlands. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte sich Hellas daher mit der Bundesrepublik wirtschaftlich und politisch gut stellen. So übergab der griechische Generalstaatsanwalt zwischen 1952 und 1956 alle griechischen Akten über deutsche Kriegsverbrecher an das Bundesjustizministerium und suspendierte alle laufenden Verfahren. Die griechische Erwartung, dass in Deutschland Prozesse eröffnet würden, wurde jedoch enttäuscht. Vielmehr lehnte das Justizministerium Ermittlungen über vor „mehr als 10 Jahren angeblich begangenen Verbrechen“ ab, während das Auswärtige Amt – wörtlich! – auf eine möglichst schnelle „Endlösung des sogenannten Kriegsverbrecherproblems“ drängte.

Um der Öffentlichkeit eine Suspendierung der Kriegsverbrecherverfolgung politisch zumuten zu können, bat die griechische Regierung die BRD 1956 darum, wenigstens Verhandlungen über Entschädigungen für Opfer von Kriegs-

verbrechen aufzunehmen. Diese mündeten im März 1960 in einem Abkommen: Die Bundesrepublik verpflichtete sich, 115 Millionen D-Mark Entschädigung für griechische Opfer nationalsozialistischer Verfolgungsmaßnahmen zu zahlen. Der Weg bis dahin war von haarsträubenden Widerständen der Bundesregierung geprägt. So zweifelte ein Ministerialbeamter während der Verhandlungen die Existenz von Konzentrationslagern in Griechenland an. Das Auswärtige Amt riet hingegen der griechischen Regierung, die sich zur gleichen Zeit um eine Assoziierung ihres Staates mit der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft bemühte, diese „nicht durch übermäßige Wiedergutmachungsansprüche zu erschweren“. Erst als die DDR den Hellenen eine Entschädigung zum Preis der diplomatischen Anerkennung anbot, forcierte die westdeutsche Seite plötzlich die Verhandlungen und wurde sogar großzügiger als geplant. Für die BRD war daher das Entschädigungsabkommen mehr eine erfolgreiche Maßnahme zur Verteidigung der freien Welt vor dem Kommunismus als ein Zeichen der Reue für Kriegsverbrechen.

„Ad calendas graecas“

Die Plünderung Griechenlands nach dem deutschen Einmarsch hatte zur Zerrüttung der griechischen Wirtschaft und zu einer mörderischen Hungersnot geführt. Die BRD verweigerte jedoch mit Hinweis auf das Londoner Schuldenabkommen von 1953 kategorisch Reparationsverhandlungen. Das Abkommen hatte die Reparationsfrage bis zum Abschluss eines Friedensvertrags bzw. bis zur deutschen Vereinigung aufgeschoben. Es diente der Bundesregierung fast vierzig Jahre lang als Argument, um Verhandlungen „ad calendas graecas“ – bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag – zu vertagen, so wörtlich ein deutscher Diplomat. Nach 1990 sah sich die BRD gezwungen, ihre Begründungen gegenüber der griechischen Regierung zu ändern: Die Reparationsfrage brauche keinerlei Erörterung, da sie sich „durch Zeitablauf erledigt“ habe. Sie bleibt bis heute offen.

In den 1990er Jahren klagten viele Opfer von Kriegsverbrechen individuell gegen die BRD auf Entschädigungen. Die deutsche Haltung blieb stur. Noch 1995 teilte die Bundesregierung Griechenland mit, dass „Vergeltungsaktionen wie gegen das Dorf Distomo“ keine NS-Verbrechen gewesen seien, sondern „Maßnahmen im Rahmen der Kriegsführung“ gegen Partisanen. Diese könnten deshalb nicht entschädigt werden, sondern fielen in den Fragekomplex der Reparationen. Wie praktisch, dass dieser sich schon erledigt hatte. Die Bundesregierung argumentierte damit ganz in der Linie deutscher Gerichte, die Massaker in griechischen Dörfern schon seit den 1950er Jahren als „völkerrechtliche Notwehr“ legitimierten.

Als jedoch 1997 ein griechisches Gericht die BRD zur Zahlung einer Entschädigung von umgerechnet 60 Millionen D-Mark an Hinterbliebene des Massakers von Distomo verurteilte, klagte die deutsche Regierung dies lautstark als völkerrechtlich illegitim an. Für Empörung sorgte auch die geplante Pfändung deutscher Einrichtungen in Athen, deren Erlös den Opfern zukommen sollte. Der Streit wurde vorläufig beigelegt, als das griechische Justizministerium die Pfändungen verbot. Der Fall wird aber immer noch beim Internationalen Gerichtshof in Den Haag verhandelt.

Politische (Un)kultur

Die deutsch-griechischen Konflikte über den Umgang mit Kriegsverbrechen sind nur oberflächlich gesehen finanzieller Art. Es geht vielmehr um politische Kultur. Die bundesdeutsche Haltung gegenüber Griechenland besteht seit über einem halben Jahrhundert darin, Kriegsverbrecher offen zu schützen, Opfer juristisch und politisch zu verhöhnen und die Regierung nach Belieben mit wirtschaftlichen Drohungen zu erpressen. Besuche von Bundespräsidenten bei griechischen Gedenkveranstaltungen sind bisher eher die positive Ausnahme von der Regel. Die Griechen nehmen vielmehr wahr, dass deutsche Schundblätter und -magazine sie im Zuge der europäischen Schuldenkrise mit NS-Jargon beschimpfen. „Land der Nichtstuer, Schieber und Korrupteure“, so sprach der General, der das Massaker von Kalavryta am 13. Dezember 1943 anordnete. Es ist politisch sicher unreif, wenn griechische Medien die BRD als „Viertes Reich“ bezeichnen – angesichts der Vorgeschichte(n) ist es aber nicht völlig verwunderlich.

Der Vorschlag von Sigrid Skapelis-Sperk, der Vorsitzenden der *Vereinigung Deutsch-Griechischer Gesellschaften*, aus der deutschen Schuld der „Zwangsanleihe“ eine Investition in einen deutsch-griechischen Zukunftsfonds zu machen, ist lobenswert – lenkt er doch die Aufmerksamkeit von aufgeregten Geldproblemen hin zu Fragen verantwortungsvollen Zusammenlebens. Doch der griechische Historiker Hagen Fleischer merkt zu Recht an, dass dafür die Bundesregierung anfangen müsste, die Griechen, ihre Geschichte und ihre Befindlichkeiten ernst zu nehmen. Bislang gibt es dazu jedoch kaum Anzeichen. Trotz „Zeitablaufs“. □

Reaktion auf das FOCUS-Titelbild mit Stinkefinger-Aphrodite in der Tageszeitung Eleftheros Typos: Siegessäule-Victoria mit Hakenkreuz

Mit Schildchen gegen Ausbeutung

Die großen Modekonzerne sind wegen der teilweise katastrophalen Arbeitsbedingungen in den Produktionsländern in der Kritik. Besserung scheint so schnell nicht in Sicht zu sein.

von bexdeich & Chrime

Der Fabrikmanager im Hintergrund lauscht seiner Mitarbeiterin interessiert, als diese die Frage von *C&A*-Sozialprüfer Charles Dickinson beantwortet. „Haben Sie auch am Sonntag gearbeitet?“, fragt Dickinson. Die junge Frau verneint vehement. Ihr Chef ist sichtlich zufrieden mit der Antwort. Dickinson konstatiert nüchtern: „Ich glaub‘ beim nächsten Mal müssen wir das ohne Zuhörer machen.“

Diese Szene aus Dhaka, der Hauptstadt Bangladeschs, aus der *3sat*-Reportage „Nähen bis zum Umfallen?“ steht sinnbildlich für eines der zahlreichen Probleme, mit denen die Beteiligten der Textilindustrie tagtäglich konfrontiert sind: ausbeuterische Arbeitsverhältnisse in Zulieferbetrieben, Kinderarbeit bei der Baumwollernte, mangelnder Gesundheitsschutz und die Behinderung von Gewerkschaften. Ein Großteil der öffentlichen Kritik richtet sich gegen Moderiesen wie *H&M, C&A* oder *KiK*. Das dargestellte Beispiel zeigt aber auch, dass die Probleme noch auf ganz anderen Ebenen zu finden sind. Fabrikmanager, wie der geschilderte, sind maßgeblich darauf angewiesen, westliche Großaufträge zu erhalten. Und dies klappt natürlich nur, wenn die Produktionsleistung stimmt. Ein Teufelskreis, der letztlich die Arbeiterinnen trifft.

Für ‘nen Appel und kein Ei

Das Auslaufen des Welttextilabkommens am 1. Januar 2005 machte vor allem China und Indien zu Siegern, viele Entwicklungsländer aus Lateinamerika und Afrika, Asien und dem Mittleren Osten aber zu Verlierern im globalen Wettstreit der Bekleidungs-Exportnationen. Sie alle erlitten 2005 Ausfuhreinbußen von bis zu 13 Prozent. In den Jahren zuvor schützte eine Quotenregelung den weltweiten Textil- und Bekleidungsexport aus diesen Ländern. Die großen Modeketten schmücken sich mit Gütesiegeln und Initiativen für faire Arbeitsbedingungen. Es fällt jedoch schwer, einem Unternehmen wie *H&M* zu glauben, das sich weigert, eine vollständige Liste seiner Lieferanten bekannt zu geben und die Preise in einem Ausmaß drückt, das den Arbeitern in den Produktionsländern kaum ermöglicht, von den Löhnen zu leben. In Bangladesch erhält eine Näherin umgerechnet 20 bis 35 Euro pro Monat.

Faire Löhne sind das eine, die Arbeitsbedingungen in den Fabriken oder im Einzelhandel das andere Problem. „Es ist schlimmer als im Gefängnis. Im Gefängnis darf man wenigstens mit dem Nachbarn sprechen“, sagt eine der Näherinnen aus Bangladesch in der *ARD Exclusiv-Reportage* „Die *KiK*-Story“. Außerdem wird bei Krankheit der Lohn abgezogen, man wird von Vorarbeitern angepöbelt und zu unbezahlten Überstunden gezwungen. Eine normale Arbeitswoche besteht aus sechs Tagen zu je neun Stunden. In Stoßzeiten sind aber auch 80 Wochenarbeitsstunden möglich. Wer sich weigert, fliegt.

Wenn Anwälte die Wahrheit verbieten

Auch deutsche Mitarbeiter des mächtigen “Textildiskonts” bestätigen die teilweise abenteuerlichen Methoden des Konzerns. So erzählt ein ehemaliger Bezirksleiter in der Reportage davon, wie er sich jeden Abend nach Ladenschluss auf dem Parkplatz versteckte, um Taschenkontrollen bei den Angestellten durchzuführen; denn das von der Unternehmensleitung erarbeitete Mitarbeiterhandbuch beinhaltet u.a. die Weisung „Alle Filial-Mitarbeiter sollten regelmäßig und unangekündigt kontrolliert werden. Dies erzeugt eine große nachhaltige Wirkung“. Ex-*KiK*-Manager Manfred Regenbrecht bezeichnet seinen früheren Chef Stefan Heinig als „gespaltene Persönlichkeit, skrupellos, rücksichtslos“. Worte wie „Betriebsrat“ oder „Gewerkschaft“ seien gleichbedeutend mit der Kündigung gewesen.

Wie wichtig unabhängige Medien sind, wird durch dieses Beispiel auf drama-

tische Weise verdeutlicht. *KiK*-Chef Heinig lässt dem *NDR* durch seinen Anwalt verbieten, das Filmmaterial der *„KiK*-Story“ zu zeigen. Er fordert sogar dazu auf, es zu zerstören und behauptet ganz dreist, dass die gezeigten Näherinnen in Bangladesch „gar nicht oder nur ganz selten oder nur vor langer Zeit“ für seinen Konzern gearbeitet haben. Erst mit enormem juristischen Aufwand erreichen Christoph Lütgert und die *Panorama*-Redaktion doch noch die TV-Ausstrahlung, für die sie später den Otto-Brenner-Preis für kritischen Journalismus gewinnen werden.

Dass die großen Konzerne sich nicht zu den katastrophalen Arbeitsbedingungen in ihren Produktionsländern äußern wollen, ist leider schon Normalität. Dass ein Konzern aber die unglaubliche Dreistigkeit besitzt, das Zeigen der Wahrheit per Gerichtsbeschluss verbieten zu wollen, wirft ein ganz schlechtes Licht auf die Textilindustrie.

Ein Tropfen auf den heißen Stein

Aber was wird in den Produktionsländern als auch hierzulande gegen die widrigen Bedingungen in den Fabriken und im Verkauf getan? Es gibt zahlreiche Einzelmaßnahmen der Unternehmen für bessere Bedingungen in der Textilindustrie. Doch Aktionen wie *All for children*, eine Kooperation von *H&M* und *UNICEF*, bei der 50 Cent pro Kleidungsstück Ländern wie Bangladesch oder Indien zufließen, sind ein Tropfen auf den heißen Stein und dienen vorwiegend Marketingzwecken.

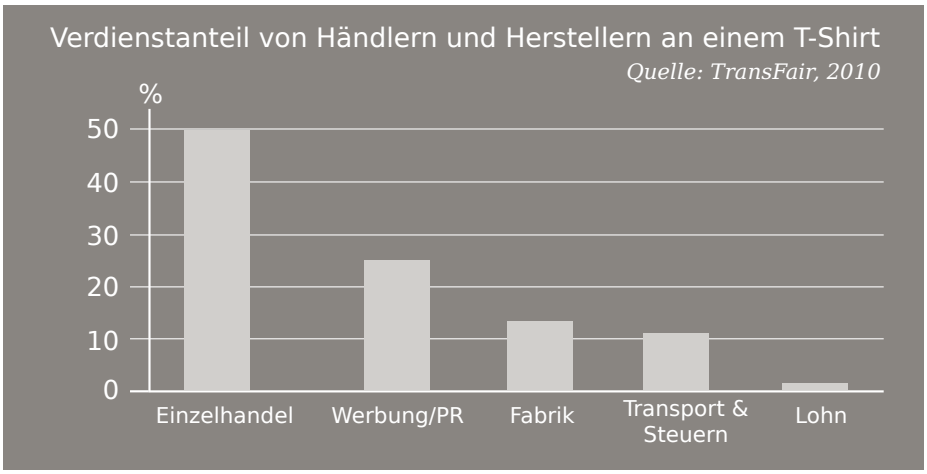
Auch die eingeführten Verhaltenskodizes oder Produktionsstandards der Bekleidungsunternehmen, die seit einigen Jahren bestehen, sind dabei nur unzureichend. Sie enthalten Forderungen zu Löhnen, Gewerkschaftsfreiheit, Arbeitsbedingungen und dem Verbot von Kinderarbeit. Dazu werden Sozialprüfer wie Charles Dickinson von *C&A* eingesetzt, die den Zulieferbetrieben kurze Besuche abstatten und ihre Checklisten abarbeiten – aber nur sehr schleppend Verbesserungen durchsetzen. Darüber hinaus sind die Standards oftmals schwammig formuliert und es macht stutzig, wenn von „Orientierung an örtlichen Umständen“ die Rede ist.

Labeln fürs Gewissen

Um allerdings den schwer durchschaubaren Herstellungsprozess in sozial wie ökologisch vertretbare Bahnen zu lenken, braucht es unabhängige Kontrollen. Die Kampagne für saubere Kleidung betont, was dafür essentiell ist: Sie fordert dafür einen ganzheitlichen Ansatz. Die Konzerne müssen gemeinsam mit Beschäftigten und Verantwortlichen, NGOs sowie den Konsumenten in den Abnehmerländern am runden Tisch zusammen kommen. Nur auf der Basis dieser unterschiedlichen Positionen und Blickwinkel lassen sich Programme entwickeln, die Diskriminierungen, Gewerkschaftsverboten und Hungerlöhnen ein Ende setzen. In Zusammenarbeit mit der *Fairtrade Labelling Organisation* sind zahlreiche solcher Multi-Stakeholder-Ansätze dazu in der Lage, nachhaltige Veränderungen anzustoßen. Selbst *H&M* hat den dringenden Handlungsbedarf erkannt und trat im Jahre 2006 der *FLO* bei, um unabhängige und sinnvolle Überprüfungen zu gewährleisten. Die FLO gilt als Dachverband der Fairtrade-Siegel-Initiativen. Dies weist aber auch auf die Problematik hin, dass es noch immer kein einheitliches Zeichen für ethisch korrekt hergestellte Kleidung gibt.

Aggregiert kommen die Aufrufe kritischer Konsumenten beispielsweise über die bereits erwähnte Kampagne für saubere Kleidung zum Ausdruck. Mithilfe von Kampagnen übt sie öffentlichen Druck aus, um so konstruktive Gespräche mit den betroffenen Firmen zu initiieren. Auch Bewusstseins- und Bildungsarbeit gehört zu den Aufgaben des Netzwerkes. Nur so kann „schmutzige“ Kleidung nach und nach aus unseren Kleiderschränken verbannt werden. Angefangen mit Bananen und Kaffee, hat sich der Faire Handel mittlerweile auf die Textilbranche ausgeweitet und bietet eine saubere Alternative. Faire Klamotten stehen den herkömmlichen Produkten, die oftmals unter widrigen Bedingungen hergestellt wurden, hinsichtlich des Designs in nichts nach. Als lokales Beispiel in Jena sei das erst kürzlich eröffnete Bekleidungsgeschäft *Grünschnitt* genannt. Im Gegensatz zu *H&M* besteht das komplette Sortiment aus Textilien, bei deren Produktion hohe ökologische Standards eingehalten werden, die durch entsprechende Siegel gekennzeichnet sind. Bei *Grünschnitt* ist ein modisches Angebot unterschiedlichster Designer für Jung und Alt zu finden. Bisher ist es thüringenweit das einzige Bekleidungsgeschäft, das auf ausschließlich fair produzierte Produkte setzt.

All das sind Anfänge und es wird deutlich, dass es noch viel zu tun gibt bis mehrheitlich faire Arbeits- und Produktionsbedingungen in der Textilbranche erreicht sind. □

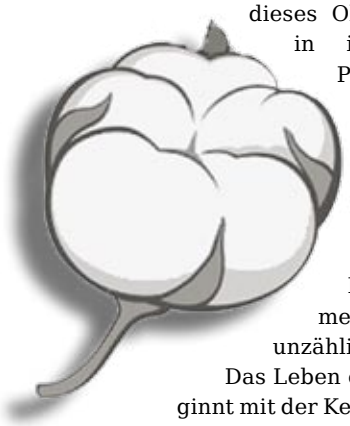


Die Weltreise der Baumwolle

Für 4,95 Euro um die halbe Welt: Das T-Shirt vom Textildiscounter ist sicher eines *der* Symbole der globalen Produktionskette. Von der Baumwollernte in Pakistan bis zum Verkauf in Deutschland – wir zeichnen den langen Weg für euch nach.

von Elisa

Das T-Shirt: Es scheint unter allen Kleidungsstücken das simpelste zu sein. Es besteht nur aus vier Einzelteilen, acht Nähten und einem kleinen Schildchen am Kragen. Doch betrachtet man den Lebenszyklus dieses Oberteils, stecken in ihm Feldarbeit, Pestizide, tausende Kilometer Transportweg, Preisverhandlungen, hunderte Arbeitsschritte, Bilanzen – zusammen die Arbeitskraft unzähliger Menschen.



Das Leben eines T-Shirts beginnt mit der Keimung des Baumwollsamens. Besonders häufig wird jene Pflanze in asiatischen Gebieten – Pakistan, China, Indien – und in den Südstaaten der USA angebaut. Im Falle der USA helfen hoch technologisierte Maschinen bei der Ernte, so kosten die 400 Gramm Baumwolle, die in etwa für ein T-Shirt benötigt werden, den Abnehmer lediglich 0,40 Euro. Trotz schlechter maschineller Versorgung gelingt es einem Land wie Indien dennoch, Baumwolle für den halben Preis zu produzieren. Denn unterbezahlte Arbeiter sind schließlich günstiger als Maschinen – und das trotz massiver Subventionen in den USA.

Hoher Ressourcenverbrauch

Doch dafür muss man Opfer bringen: Jährlich sterben 10.000 Menschen weltweit an Vergiftung durch die Pestizide, die man zum Baumwollanbau benötigt. Ganze Landstriche und ihr Grundwasser werden davon verpestet. In den trockenen Gebieten des Baumwollanbaus bedarf die Kultivierung so viel Wassers, wie alle privaten Haushalte der Welt in einem Jahr verbrauchen. All das führt zur Austrocknung und Versalzung der Böden. Dazu kommt eine rege Konkurrenz mit der Nahrungsmittelindustrie um die Flächennutzung. Der durch monokulturellen Anbau belastete Boden und unberechenbare Witterungsbedingungen verringern zusehends den Ernteertrag, sodass der Baumwollpreis sich seit 2008 verdoppelt hat. Die meisten Textilkonzerne möchten diese Preissteigerung jedoch nicht an ihren Kunden auslassen und halten die Preise konstant. Stellt sich nur die Frage, wo die Kosten eingespart werden, um immer noch genügend Gewinn zu machen.

In den letzten drei Jahren ist auch ein steigender Umsatz von Bio-Baumwolle zu beobachten; denn der Ertrag stieg in dieser Zeit von 3,2 Milliarden auf 4,3 Milliarden Dollar weltweit. Zudem verstärkt sich die Nachfrage nach anderen Rohstoffen wie Hanf und Leinen, die inzwischen hochwertig verarbeitet werden können und dabei leichter im Anbau sind als die Baumwolle. Trotzdem ist die weiße Kulturpflanze nach wie vor die Nummer eins in der Textilherstellung.

Ein internationaler Prozess

Nach der Ernte wird die Baumwolle zur Weiterverarbeitung in verschiedene Länder Asiens, wie Bangladesch, verschifft. Dieses Glied der textilen Kette ist hauptsächlich von maschineller Arbeit geprägt. Unterschiedliche Mischverhältnisse der Fasern produzieren verschiedene Garnarten, die dann zu Flächen verwebt werden. Dazu müssen die Rohfasern im Vorhinein jedoch mit aggressiven Chemikalien und unter massivem Energieverbrauch gereinigt werden. Dieser Arbeitsschritt sowie der entstehende Faserstaub bei der Bearbeitung können die Gesundheit der Arbeiter stark belasten. Danach bekommt der nun fein gewebte Stoff die vom Auftraggeber gewünschte Farbe. Die dazu verwendeten Farbstoffe wurden in den meisten Fällen synthetisch hergestellt

und verbleiben oft bis zu 20 Prozent im Abwasser. Allein in einem Land wie Deutschland, mit strengen Qualitätskontrollen, sind 7.000 dieser Stoffe im Einsatz.

Arbeitgeber von Millionen

Welche der zahlreichen Fabriken in den Entwicklungsländern tatsächlich den Zuschlag der großen Modekonzerne bekommen, wird fast immer vom günstigsten Preis bestimmt. So gehen die Mehrzahl aller Bestellungen, die von westlichen Bekleidungsunternehmen in Auftrag gegeben werden, an China, Indien oder Bangladesch. In diesen Teilen der Welt schafft die Textilindustrie die Mehrzahl an Arbeitsplätzen, in Bangladesch macht sie 75 Prozent der Exportleistung

aus. Allerdings bleibt nur ein kleiner Betrag des erwirtschafteten Gewinns tatsächlich in den Produktionsländern; der Großteil des Umsatzes fließt in die Länder der Auftraggeber. So kostet ein T-Shirt aus Bangladesch in der Produktion circa 1,35 Euro, wodurch sich der Gewinn für ein Tiefpreis-T-Shirt von 4,95 Euro für das Modeunternehmen auf 3,60 Euro beläuft, also das Dreifache des Gewinns der Produktionsstätten.

Arbeit für Quantität

Der Stoff wird dann in der Konfektion im Akkord zugeschnitten, genäht und kontrolliert, weshalb dieser Produktionsschritt der arbeitsaufwendigste ist. Die Verfeinerung des Designs findet nicht zwingend in der gleichen Fabrik statt. Somit wechselt das T-Shirt zur Verzierung mit Aufdrucken, Pailletten, Knöpfen oder ähnlichen Details erneut den Produktionsort und wird in Partnerfabriken, zum Beispiel in Indien, weiterverarbeitet. Dies bleibt dem Auftraggeber teilweise vollkommen verborgen und macht vollständige Kontrollen für ihn unmöglich. Daran schließt sich die sogenannte „Veredelung“ an, in der die Kleidungsstücke fusselfrei, geschmeidig, schmutzabweisend und pflegeleicht gemacht werden.

Das letzte Schiff

Dann treten die T-Shirts zu Tausenden in überdimensionalen Containern ihren Weg in die verschiedenen Filialen der ganzen Welt an. Dazu wurde, etwa in Malaysia, ansässigen Fischern Land abgekauft, um einen neuen Hafen zu bauen. Denn längst ist Singapurs großer Hafen zu teuer geworden, weshalb geringe Preise nicht mehr garantiert werden konnten. Ein Frachtschiff kann 8.000 solcher Container fassen und kostet für eine Strecke von Bangladesch nach Deutschland gerade einmal 2.800 Euro pro Container. Das sind auf das T-Shirt gerechnet lediglich sechs Cent. In den letzten Jahren trat nun vermehrt das Problem auf, dass es an Containern mangelte, um die Massen an Kleidungsstücken transportieren zu können, wodurch auch die Containerpreise stiegen.

Bis also das T-Shirt in den einzelnen Bekleidungsgeschäften angekommen ist, hat es bereits einen Weg von etwa 20.000 Kilometern zurückgelegt. Dort wartet es dann, hübsch auf einem Stapel sortiert, täglich zehn Stunden darauf gekauft zu werden. Für eine Hand voll Euro kann das gute Stück erworben werden und erlebt von nun an einige

Jahre Sonne, Alltag und Feste mit. Wie lang dies der Fall ist, hängt hauptsächlich vom Nutzungsverhalten der jeweiligen Person ab. Ständiges Waschen und Trocknen lässt die Kleidung altern und verbraucht zudem immense Mengen an Energie und Wasser. Wenn das T-Shirt dann also als „untragbar“ deklariert wurde, landet es meist im Müll, wobei ein perfekter Kreislauf erst dann hergestellt wäre, wenn die alten Textilien eine Wiederverwendung finden würden. Inzwischen versucht man verstärkt Altbekleidung weiter zu nutzen, indem man sie zum Beispiel in Second-Hand-Läden bereitstellt oder zu Putzlappen verarbeitet. Darüber hinaus gründeten sich einige innovative Modelabels, die Designerkleidung aus Alt- und Resttextilien schaffen.

Somit besteht das T-Shirt, dass zu Dutzenden in unserem Schrank liegt, nicht nur aus vier Teilen, acht Nähten und einem Schild. □

„Konsum macht nicht glücklich“ - aber die Kritik daran?

Welchen Mehrwert bietet uns der konsumkritische Journalismus? Erkenntnisse aus einer just eingereichten Habilitationsschrift geben Hinweise für eine neue Form der Demokratie.

von Laser

Egal ob Technik oder T-Shirt, wenn wir uns dem Konsum widmen, denken wir oft auch an die negativen Seiten unseres Einkaufs. Wir denken an Kritik. Viele journalistische Beiträge und von Selbstzweifeln befreite, moralisch versierte einwandfreie Menschen heben mahnend den Zeigefinger, wenn sich unsere Hände der Ladentheke nähern. Auch diese Ausgabe der *unique* rückt fragliche Ausschnitte unseres Konsumverhaltens in den Fokus.

Aber bietet die immer gleiche Kritik eigentlich einen Gewinn? Wie setzen sich Journalisten mit diesem Thema auseinander?

Ordnung in eine undurchsichtige Debatte bringen

Jörn Lamla, Soziologe und Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Bundesministeriums für Verbraucherschutz, hat sich in seiner Habilitation zum Thema „Verbraucherdemokratie“ in die publizistische Debatte gewagt. Mit Hilfe seiner Studie zu mehreren Bestsellern ist es möglich, etwas Ordnung in die Debatte der Konsumkritik zu bringen und sich so der Frage ihres Mehrwerts zu nähern.

Konsumkritik findet, so Lamla, in verschiedenen Arenen statt, in denen mit Bezug auf andere journalistische Beiträge um die Gunst der Leser gerungen wird. In der ersten Arena sammeln sich Globalisierungskritiker sozialer Bewegungen: Sie setzen sich mit Themen wie Menschenrechten oder ökologischer Verantwortung auseinander, um sich zur Debattierung der Sozialkritik zu treffen. In einer zweiten Arena steht die Authentizität eines freien, eben nicht konsumorientierten Lebensstils, im Vordergrund: Es werden Lanzen gebrochen für die Befreiung von der Abstumpfung des Konsums.

Arena Nummer eins: die richtige Sozialkritik

Die Besonderheiten der Debatte lassen sich gut an konkreten publizistischen Werken hervorheben, die Jörn Lamla unter die Lupe genommen hat. Rufen wir zum Beispiel *Die Einkaufsrevolution* von Tanja Busse als erste in die sozialkritische Arena (2006 erschienen). Bereits der Untertitel zeigt, was im Fokus der Debatte steht: „Konsumenten entdecken ihre Macht.“ Als Wirtschaftsjournalistin wagt sich Tanja Busse daran, uns Verbrauchern einen neuen Umgang beim täglichen Einkauf nachzusagen. Besser gesagt: Die Autorin erkennt Tendenzen, die wir tunlichst vertiefen sollten. „Politische Konsumenten“ seien das Ziel. Denn: „Einkaufen macht keinen Spaß, wenn man weiß, dass man damit Umweltsünder, Ausbeuter und Tierquäler unterstützt.“ Also kaufen wir doch einfach „richtig“ ein – zum Beispiel im Bioladen um die Ecke.

So weit, so gut. Die Position der Einkaufsrevolution ruft zur Sensibilisierung auf: Wenn wir kaufen, dann wenigstens mit gutem Gewissen. Aber konsumieren, das sollen wir weiterhin. Wird der Blick auf eine zweite Position dieser Arena geworfen, muten die Forderungen der Einkaufsrevolution nahezu harmonisch an. Als Beispiel für eine vollkommen andere Sozialkritik kann die weltweit erfolgreiche Publikation von Naomi Klein, *No Logo!* begutachtet werden (2005 erschienen). Das Buch, so Klein, sei „ein Versuch, die Kräfte des Widerstands zu analysieren und zu dokumentieren.“ Die Zeit sei gekommen für „die nächste große politische Bewegung, eine gewaltige Welle des Widerstands, die sich frontal gegen die multinationalen Konzerne richtet.“ Kurz: Eine neue internationale Solidarität müsse her. Und die solle ohne Marketing und Großkonzerne auskommen. Klein hat ihr Buch daher konsequenterweise ohne klassische Werbung vertrieben und ganz auf Mund-zu-Mund-Propaganda gesetzt.

Das Thema der beiden Bücher verfolgt das gleiche Ziel: die Kritik an der aktuellen Konsumordnung. Aber die kon-

Anzeige

kreten Vorschläge stehen sich diametral gegenüber: Auf der einen Seite schreibt die Wirtschaftsjournalistin, die zwar an den Kapitalismus glaubt, trotz allem aber Wandlungsbedarf bei uns Verbrauchern sieht. Auf der anderen Seite wettert eine Globalisierungskritikerin gegen diese „Politik mit dem Einkaufswagen“. Diese Einstellung festige nur das gut situierte Spiel, so Klein, „mit vielen Verlierern und wenigen Gewinnern“ – und die großen Markenkonzerne seien die Einzigen, die gewinnen würden.

Arena Nummer zwei: zurück zum guten Leben – nur wie?

In der zweiten Arena, so Lamla, setzen sich Autoren mit einem anderen Schwerpunkt auseinander: mit der Authentizität des Lebens. *Culture Jamming* von Kalle Lasn stellt dafür das erste gute Beispiel dar (2006 veröffentlicht). Hinter dem diffusen Untertitel „Das Manifest der Anti-Werbung“ versteckt sich eine unmissverständliche Argumentation: Marken, Werbung und Medien zeichnen ein illustres, aber unrealistisches Bild der Realität. Genervt stellt Lasn fest: „Die Erde kann den Lifestyle des nach Coolness jagenden amerikanischen Konsumenten nicht mehr verkraften.“ Die „Culture Jammer“ wollen sich gegen diese fraglichen Attitüden wenden, sie wollen an empfindlichen Stellen stören. Als Mittel bedienen sie sich etablierter Marketing- und Werbekonzepte – um sie dann gegen die Konzerne selbst zu nutzen. Mit einfacher Raffinesse formulieren sie ihre Kritik: Aus *Shell* wird *Hell*, aus *Burger-King* ein *Murder King* und für *BP* räkeln sich leicht bekleidete Models in Öl.

Ähnlich wie in der ersten Arena gibt es auch hier Gegenspieler mit ihrer jeweils eigenen Argumentation. Judith Maier und Silke Becker stellen mit ihrem Aufruf *Fake for Real* ein passendes Beispiel dar (2005 erschienen). Mit der Strategie des „So-tun-als-ob“ wollen die Autoren das System unterlaufen, mit „gefaketen Meinungen, Informationen oder Produkten“ wie sie bereits von Andy Warhol in seiner Reihe „Campbell‘s Soup“ gemalt wurden. Es geht ihnen um subversive Kritik, nicht um Authentizität. Diese, so die Autoren, würde nicht zu Veränderung führen. Wie sonst lässt es sich erklären, dass Wörter wie „geil“ und „blöd“ im Kreise der Werbeschaffenden salonfähig geworden sind und *Big Brother* zum Quotenhit wurde? Kurzum: Mit einer postmodernen Strategie des Dekonstruktivismus möchten sich die Kritiker emanzipieren; sie wollen „die Schwachstellen und Absurditäten des Systems offen legen“.

Vielfalt als Bereicherung?

Welchen Mehrwert bieten die Arenen der Konsumkritik – abgesehen davon, dass sie dem interessierten Leser noch mehr Beschäftigung liefern? An den vier Beispielen ist zu erkennen, dass sich in den letzten Jahrzehnten verschiedene Ideen herausgebildet haben, mit denen jeweils anderen Problemlösungen eine Stimme gegeben wird. Konsumkritik macht nicht glücklich, vielmehr macht sie einige Dinge noch diffuser. Glücklicherweise. Denn durch die vielen kleinen Grabenkämpfe gewinnt ein übergeordnetes Projekt, das bisher nur in Grundzügen am Horizont zu erkennen ist, an Gestalt: die Verbraucherdemokratie. „In der Gesamtschau gibt der publizistische Diskurs zu erkennen, dass sich die Verbraucherdemokratie noch im Experimentierstadium befindet, wo es darauf ankommt, verschiedene Lösungsansätze für die Probleme der heutigen Konsumgesellschaft auszutesten“, so Lamla. Diese Phase sei wichtig, weil so die Spannbreite und die vielen Facetten dieser Problemlagen besser sichtbar würden. Aber die journalistische Kritik polarisiere auch durch die Art, wie die Sachbücher ihre Analysen und steilen Thesen vortragen: „Einen echten ‚politischen‘ Mehrwert kann die Öffentlichkeit aus diesen Debatten daher erst ziehen, wenn sie zu einer demokratisch angemesseneren, d.h. die verschiedenen Gesichtspunkte zugleich berücksichtigenden und vermittelnden Artikulation von Problemlösungen gelangt“, sagt Lamla dazu. □

„Mich gibt es gar nicht“ Niemandsland in Weimar

von Jenny und Frank

Die Weimarer arbeiten nicht, trinken immer Bier, essen Bratwurst und Döner. Weimar ist schön. Weimar ist mein Zuhause.“

Diese Sätze klingen wie eine Parodie auf den typischen Thüringer; der ernste Tonfall des Sprechers nimmt ihnen den Witz. Das Deutsche Nationaltheater (DNT) Weimar hat im November und Dezember 2011 ein besonderes Projekt auf die Bühne des „E-Werks“ gebracht. So ungewöhnlich wie die Location ist auch die Inszenierung. Die Darsteller, alle Asylbewerber – unter ihnen eine einzige Frau – erzählen hier ihre Geschichte. Auch wenn einige Szenen von „Never Land“ nicht bis ins Detail einen Zusammenhang bilden wollen, der Inhalt wird schnell klar: Junge Asylbewerber schildern ihr Leben in Deutschland. Emotionsgeladen und authentisch werden Sorgen, Wünsche und Ängste dargestellt.

Die Idee zum Projekt entstand 2010, als das Asylbewerberheim Weimar einen Tag der offenen Tür veranstaltete. Intendant und Dramaturgen des DNT waren bei ihrem Besuch überrascht, dass in Weimar überhaupt Asylbewerber in einem solchen Heim leben – ein Umstand, der wohl nicht nur ihnen zuvor unbekannt gewesen war. Mit dem Theaterprojekt wollte man das Schicksal der Bewohner bekannt machen.

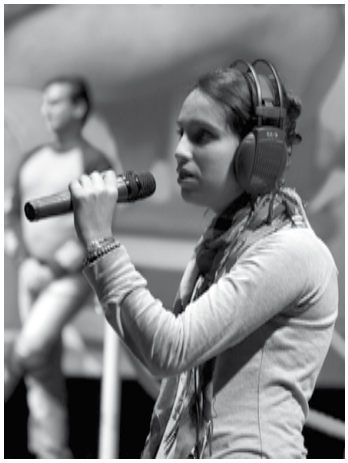
Das theatrale Ergebnis ist so vielschichtig wie diese Schicksale – und fast ebenso schwer fassbar. Der aus Angola stammende Regisseur Carlos Manuel, der für „Never Land“ am DNT gastiert, inszeniert das Stück multimedial: Filmsequenzen, kleine Cartoons, erzählen zwischen den Sprechakten die Geschichte. Deutsche Heimatlieder, gesungen von den Asylbewerbern, ergreifen auf besondere Weise. Lieb Heimatland, adé.

Alltägliche Szenarien werden erzählt. Die Verwunderung über die Freiheit, mit der sich Frauen in der deutschen Gesellschaft bewegen, wird deutlich in der Gegenüberstellung von Rechten hier und Schlechterstellung im Heimatland – die junge Darstellerin trägt in dieser Szene Kopfhörer. Sie hört von den Missständen in diesem Fall nichts. Sie ist jetzt in Deutschland, wie viele Frauen, Kinder und Männer, scheinbar beschützt. Doch wirklich sicher ist man auch hier nicht: Der iranische Geheimdienst etwa operiert auch in Deutschland; über Menschen, die ermordet werden, spricht niemand. Dem Bundesamt für Verfassungsschutz ist bekannt, dass der iranische Nachrichtendienst in Deutschland tätig ist. Das *Ministry of Information and Security* (*MOIS*) beobachtet und bekämpft Oppositionelle im In- und Ausland. In Deutschland kann es das ganz bequem durch eine Vertretung in der iranischen Botschaft in Berlin. Auch wenn *MOIS* „nur“ mit der Beobachtung iranischer Flüchtlinge beauftragt ist, spricht die Angst vor ihm Bände. Die Flüchtlinge wissen um die Methoden, wissen, dass sie auch in Deutschland nicht zu 100 Prozent sicher sind. Nicht solange das Vorgehen des Geheimdienstes tabuisiert wird. „Warum redet keiner über die Toten?“ – man kann nicht verstehen, nicht nachempfinden. „Never Land“ will kein Mitleid. Aber es macht beklommen, die dargestellte Angst zu spüren.

Eine ganz andere Angst ist die vor den deutschen Beamten. Sie entscheiden über das Leben von Menschen, sind die Machtinhaber in diesem Spiel. Die deutsche Bürokratie verschreckt. Sie erniedrigt, entmündigt. „Was denken die Leute über mich?“, hallt es durch den Raum. Asylbewerber erhalten in Thüringen nur ein kleines Taschengeld in bar, mit Lebensmittelgutscheinen können sie in bestimmten Geschäften einkaufen. Stigmatisierend. „Was ich brauche ist nicht,

Kaum wahrgenommen von der Bevölkerung, leben in der Tourismushochburg Weimar Asylbewerber in einem Wohnheim. Das Deutsche Nationaltheater hat sie und ihre Schicksale mit dem Theaterprojekt „Never Land“ auf die Bühne geholt.

was ich bekomme.“, aber „Asyl ist ein Recht – Ich muss mich dafür nicht bedanken“.
Tatsächlich ist die Grundlage, Artikel 16a des Grundgesetzes, klar – ganz im Gegensatz zur Lage derer, die er betrifft: Jeden Tag, über Monate bis zu Jahrzehnten in Ungewissheit zu leben, weil man nicht weiß, wie lang man geduldet wird. Täglich kann das Ausreisegebot im Briefkasten liegen. Häufigster Grund für die Ablehnung des Asylverfahrens: „Fehlende Glaubwürdigkeit der Gründe“. Fassungslosigkeit. Dem Heimatland unter widrigsten Umständen den Rücken gekehrt, wer weiß was dort erlebt. Fürchterliche Erfahrungen auch auf der Reise nach Deutschland; immer wieder erreichen Berichte über gesunkene Flüchtlingsboote unsere Medien, in Wirklichkeit passiert viel mehr. Man muss den Glauben an alles verlieren, glaubt einer nicht an die Notwendigkeit der Beweggründe von Menschen, die keinen anderen Ausweg als die Flucht sehen. Und dann: „Abgelehnt wegen fehlender Glaubwürdigkeit der Gründe.“
30 Tage bleiben dann. 30 Tage, um auszureisen. „Diese Leute waren anfangs psychisch gelähmt“, erinnert sich Carlos Manuel, „erst mit der Zeit gab sich das. Aber die Unsicherheit war permanent zu spüren.“ Diese Ungewissheit prägte auch wesentlich die Vorbereitungen zum Projekt – man konnte nie wissen, ob alle zur Probe erscheinen: „Wenn sie morgens den Abschiebungsbrief bekommen, müssen sie sich natürlich erst mal einen Anwalt besorgen – dann ist die Probe futsch“, erklärt Manuel.
Der Wille sich einzuleben, auch das wird deutlich, ist groß, auch wenn dies im Asylbewerberheim schwer ist: mit Zäunen und Ausgangskontrolle, mit einer Residenzpflicht, die gegen die Freizügigkeit verstößt. „Man fühlt sich nicht allein, es gibt viele Ausländer“. Mit Blick auf eine mögliche Berufschance oder allein um den Integrationswillen zu bedienen, wäre Kontakt zu Deutschen besser. „Mich gibt es nicht, ohne Sprache bin ich ein Toter“.
Carlos Manuel hat für „Never Land“ erstmals mit Asylbewerbern gearbeitet, aber bereits einige ähnliche Vorhaben realisiert, etwa das Projekt „Mehr Islam wagen“ in Berlin. Dennoch: „Eine Demo ist das hier nicht“, so der Regisseur. Das Theater habe weder die Aufgabe, Menschen ‚aufzuklären’ noch eine moralische Instanz zu sein. „Wer sich engagieren will, braucht kein Theater“, betont er nachdrücklich. Vielmehr habe das Theater bereits seit der griechischen Antike und den Dramen des Sophokles den Blick der Zuschauer auf die „Nicht-Bürger“ richten wollen, auf Teile der Gesellschaft, die sonst kaum Aufmerksamkeit bekommen. „Eigentlich also eine sehr traditionelle Veranstaltung hier“, schmunzelt Manuel zum Abschluss. ◻



„Eine Demo ist das hier nicht“ – Regisseur Carlos Manuel im Gespräch zu „Never Land“

„Das Handwerk geht verloren“

Die Modedesignerin Carina Bischof hat zusammen mit Luise Barsch, Arianna Nicoletti und Jonathan Leupert das Label *aluc* gegründet, welches sich dem „Upcycling“ verschrieben hat. *unique* sprach mit ihr über Nachhaltigkeit in der Mode und Missstände in der Textilindustrie.

***unique*: Du beziehst dich in deiner Mode auf das Konzept des „Upcycling“. Was ist darunter konkret zu verstehen?**
Carina Bischof: „Upcycling“ ist mehr als nur Recycling. Es ist eine Abwandlung von Recycling, eine Art, Stoffe wieder zu verwenden. Dieses Konzept hat noch sehr viel Potenzial in der Modewelt. Dabei steht die Aufwertung des Produkts im Vordergrund. Die Kleidungsstücke haben hinterher einen gleichen oder höheren Wert als zuvor. Zum Beispiel werden aus Stoffen, die man zur Kleiderspende gibt, oftmals Putzlappen hergestellt. Wenn man daraus jedoch ein neues Produkt, ein neues Kleidungsstück oder etwas anderes herstellt, was qualitativ hochwertiger ist als das Ausgangsprodukt, dann entsteht dadurch ein größerer Mehrnutzen als bei der Verwendung neu hergestellter Stoffe.

Wie verbreitet ist „Upcycling“ und Nachhaltigkeit in der Mode in Deutschland?
In Deutschland ist es im Unterschied zu anderen Ländern unter Designern noch wenig verbreitet. Es gibt schon gute Ansätze bei kleinen Labels, die etwas verändern möchten. Größere Betriebe müssten Personen einstellen, die sich ausschließlich mit der Verwertung ihrer textilen Reste beschäftigen. Dies ist kompliziert, aber es wäre möglich. Denn: Jeder Betrieb hat Textilmüll aus dem man zum Beispiel Kleinserien entwerfen könnte. Wenn nur einer von den „Großen“ etwas ändert, hat man viel mehr gewonnen.

In eurem Konzept ist zu lesen, dass ihr „die Geschichte des Produktes erzählen“ wollt. Was ist darunter zu verstehen und wie setzt ihr das in eurem Laden um?
Unser Anspruch ist es, mit so wenig neuen Sachen wie möglich zu arbeiten. Alles, was man in unserem Laden sieht, wurde wiederverwertet oder irgendwo gefunden und dann zum Interieur umgewandelt. Uns ging es darum, zu zeigen, dass man nicht alles wegschmeißen muss. Vieles hat auch noch einen Zweck oder kann viel interessanter wirken, wenn man es einfach mal in eine andere Perspektive rückt. Oftmals erzählen Kleidungsstücke Geschichten, wie zum Beispiel Mode von Daniel Kroh, der aus abgetragenen Arbeiterklamotten hochwertige Sakkos und Hosen macht. Daran sieht man teilweise schon Gebrauchsspuren.

Siehst du dich in deiner Kreativität in der Wiederverwendung von Gegenständen und Materialien eher als Handwerkerin oder Künstlerin?
Wenn man keine Ahnung vom Handwerk hat, kann auch kein gutes und zufriedenstellendes Produkt geschaffen werden. Ich denke aber: Ohne Kunst und Design verkauft sich ein Produkt am Ende nicht. Gerade wenn es noch diesen „Öko-Touch“ hat – egal wie handwerklich perfekt und nachhaltig es ist. Man muss es schon gut miteinander verbinden. Wenn es ein so hochpreisiges Produkt ist, dann sollte es auch bestimmten Qualitätsmerkmalen entsprechen.

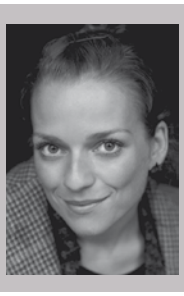
Wie sieht denn „Öko-Mode“ aus und was ist der Unterschied zu deiner „Eco Fashion“?
Bei „Öko-Mode“ hat man immer noch diesen Schlabber-Look im Kopf, während „Eco Fashion“ eher ein neueres Synonym dafür ist, bei dem man nicht direkt an Jutesackkleidung denkt. Wir gebrauchen eher den Begriff „Upcycling“, weil das einen innovativeren Charakter hat. In Deutschland ist es auch ein bisschen schwierig aus dieser Nische herauszukommen, da hier immer noch dieses Birkenstock-Klischee verbreitet ist, während sich die Szene in Großbritannien weiter durchgesetzt hat und es „hip“ ist, nachhaltige Sachen zu tragen.

Die Stoffe, die ihr verarbeitet, kommen zum Teil aus Industrieabfällen und ihr setzt auf regional hergestellte Produkte. Wo setzt ihr in der „Textilen Kette“ an und wie kann man diese ändern?
Zunächst einmal müsste man eine Alternative zu Baumwolle finden. Wir richten unseren Blick darauf, wo die Baumwolle gewebt wird – in unserem Falle in Österreich. Wo die Baumwolle genau herkommt, ist immer äußerst schwierig zu klären, da oftmals Produktionen verschiedener Felder aus verschiedenen Ländern gemischt werden. Dies transparent darzustellen, ist noch ein sehr langer Weg. Also Baumwolle ist eigentlich nicht die Lösung, doch wenn wir auf Stoffe zurückgreifen, die schon vorhanden sind, ist das zumindest eine Verlangsamung dieser Kette. Es gibt auch Alternativen, doch diese sind teuer und werden vom deutschen Staat noch nicht unterstützt. So gibt es zum Beispiel auch einen innovativen Stoff aus Brennnesseln, doch dafür fehlt es an Mitteln für die weitere Forschung, weswegen man auf das zurückgreifen muss, was man hat. Wir wollen ja nicht in 20 Jahren etwas ändern, sondern heute. Das Wichtigste dabei ist, dass Denken der Leute zu verändern. Wenn man einfach beim Kauf der nächsten Jeans mal überlegt, wie viel Wasser und Chemikalien da drinstecken, dann ist das schon der erste Schritt. Ich denke, der Konsument hat schon einen sehr großen Einfluss.

Natürlich wollt ihr eure Mode auch verkaufen – und das zu moderaten Preisen. Was überwiegt bei euch in erster Linie: der ökologische oder der ökonomische Aspekt?
Wir denken, dass erst die Kombination aus ökologischen und ökonomischen Aspekten für die Gesellschaft und uns zu langfristigem Erfolg führt. Diese beiden Faktoren sind voneinander abhängig und sollten sich gleichwertig ergänzen, funktionieren jedoch nur in Verbindung mit einem ansprechenden Design.

Erkennt der Kunde schon direkt am Produkt, dass es nicht um die ganze Welt geflogen, sondern recycelt ist und aus lokalen Unternehmen stammt?
Es ist schwierig eine Balance zu finden zwischen der Überflutung des Kunden – sie wollen ja auch nicht zu viel wissen – und einer Präsentation, die wir stetig erweitern, mit der die Leute es wirklich verstehen. Deswegen ist es schön, unsere Kollektionen nun in einem Laden zeigen zu können.

Wie stehst du zu Fairtrade-Produkten im Allgemeinen?
Fairtrade hat sich ja bisher vor allem in der Nahrungsmittelindustrie durchgesetzt und da ist es schon wichtig darauf zu achten, zum Beispiel bei Schokolade oder Kaffee. Bei Fairtrade-Baumwolle hängt die Qualität vor allem auch mit der Weiterverarbeitung zusammen, was für Farbe verwendet wird, ob es letztendlich bedruckt wird und wie beständig diese Farbe dann ist. Es kommt immer auf das jeweilige Produkt an. Aber es gibt schon sehr glaubwürdige Siegel wie das Fairtrade-Symbol oder auch der *GOTS*-Standard (*Global Organic Textile Standard, Anm. d. Red.*). Ich glaube, dass das Umdenken ansich - das Nachdenken darüber, wie man selber konsumiert - wichtig ist. Diese ganzen Labels sind als Orientierung hilfreich, aber genügen nicht ausschließlich, man sollte sich nicht komplett darauf verlassen.



Carina Bischof (27) kommt aus der Nähe von Nordhausen und hat in Sigmaringen Modedesign studiert. Sie hat für das britische Upcycling-Modelabel „From Somewhere“ in London gearbeitet und ist seit dem Frühjahr 2010 mit dem eigenen Label „aluc“ selbstständig.

Was wäre denn der umweltschonendste Stoff, den man anziehen könnte?
Es gibt in Österreich eine Firma, die aus künstlichen Cellulosefasern mit natürlichem Ursprung auf chemischem Wege eine der, meiner Meinung nach, besten Fasern herstellt, die eine super Trageeigenschaft haben und - was die Wasseraufnahme und Luftdurchlässigkeit angeht - eigentlich die besten Eigenschaften besitzt.

Wie würdest du dir denn eine durch und durch dem „Upcycling“ verschriebene Menschheit vorstellen, und was müsste der Einzelne an seinem Lebensstil verändern?
Lokales Denken ist dabei entscheidend; es ist wichtig, dass man schaut, wo die Sachen herkommen. Ich finde es auch besser, Sachen nochmals zu reparieren anstatt sie wegzuwerfen. Dieses Wissen geht verloren, und irgendwann geben wir alles zum Beispiel nach Asien ab und können uns gar nicht mehr selbst ausstatten. Das Traditionelle und das Handwerk bleiben auf der Strecke und gehen verloren, aber wir hoffen, dass durch Labels wie unseres, das lokal ansässig ist und produziert, so etwas noch weiterleben und auch wiederaufleben kann und neue Trends kreiert werden. Das zeichnet sich ja schon daran ab, dass der Trend wieder zum Stricken und Nähen hingeht. Es sitzen einige Teilnehmer unserer Workshops zum ersten Mal an einer Nähmaschine und sind total begeistert, dass sie tatsächlich so einfach ihr eigenes Produkt herstellen können.

Wir danken für das Gespräch.

Das Interview führten Sophie und LuGr.

Das ungekürzte Interview findet ihr demnächst auf unique-online.de

London - Ein Versuch

London hat mich zerschlagen und erst als ich mir die Mühe machte, diese Stadt begreifen zu lernen, setzte sie mich wieder zusammen.

von Jenny

Eine eigenartige Mischung aus Historizität und Moderne hat sich in meinen Kopf gebrannt. Ein Bild, welches die Gegensätze monumentaler Baukunst und täglichen Lebens auf kleinstem Raum aufeinander prallen ließ: Ich stehe auf der Westminster Bridge, der Palast vor mir und darüber ein riesiges Flugzeug. Mein Blick schwenkt über den Fluss. Hier kommt der nächste Zusammenprall zweier Welten, die nicht unterschiedlicher sein könnten und dennoch so selbstverständlich nebeneinander und miteinander existieren: moderne Architektur, viel Glas, viel Metall. Und dann plötzlich dieser Klang – Big Ben.

Der Versuch, London abseits aller typischen Touristenstationen zu erkunden, in nur drei Tagen, gestaltet sich schwierig. Die Dichte an bekannten Plätzen und Bauten gibt einem das Gefühl: Sie will es gar nicht, diese Stadt, dass man sie auf eine andere Weise entdeckt. Dennoch, ich will weg von all den Frontalaufnahmen oder schön arrangierten Postkartenbildern. Verzaubert durch den Klang seiner Glocke, das erste Mal gehört beim ersten Blickkontakt mit dem Uhrturm, als würde er „Willkommen!“ sagen, entdecke ich ihn immer wieder: Mal nur einen kleinen Ausschnitt, mal in fast kompletter Größe, aber von der anderen Seite. Voll Freude über den neuen Blickwinkel und die anfänglich sehr klein scheinende Orientierungshilfe, bin ich überfordert. So groß und voll ist diese Stadt. Ich fühle mich winzig, fast schon verloren. London ist die bevölkerungsreichste Stadt der EU und besteht aus 33 Bezirken. Es ist daher auch unter Einheimischen üblich, nicht jeden kleinen Winkel wirklich zu kennen. Vielleicht ist das aber gerade auch der Reiz: Einmal London genügt nicht, man kann immer wieder etwas Neues finden. Mein Ziel, das „andere London“, das echte, wahre, nichttouristische London zu finden, bleibt.

Allein das Underground System. Wer bitte baut zig Etagen in die Tiefe? Kilometerlange Röhren. Je tiefer ich komme, desto stickiger wird es. Hin und wieder schallen Klänge durch die Bahn. Es mischen sich populäre Musikstücke zwischen hektisches Gemurmel und schnelles Fußgetrippel. Die Musiker lassen den Gang durch die unschön gefliesten Gänge etwas erträglicher werden. Die Rolltreppen in die untersten Etagen zeigen klar, wer Zeit und wer es eilig hat: „Stand on the right“ steht überall geschrieben. Hat man die teilweise sehr langen Wege zum richtigen Gleis hinter sich gebracht und ist in der Bahn, lässt sich einiges entdecken; Sozialwissenschaftler könnten ihre wahre Freude haben. In erster Linie: Die Menschen sehen müde aus. Egal zu welcher Tageszeit. Ein Asiate schläft ein, während er eine SMS tippt, junge und alte Menschen haben Augenringe, sehen fahl aus, ungesund. Alles vermischt sich hier: Studenten, geschäftige Menschen im Anzug, Hipster, Touristen. Was mir fehlt: Der ganz normale Typ von nebenan. Jeder scheint hier irgendwie sofort in eine Schublade zu passen. Ab 16 Uhr lässt sich dann Weiteres beobachten – außerhalb der U-Bahn. Kleine bis große Trauben bilden sich vor diversen Pubs. Alle tragen Businesslook, es wird Alkohol getrunken. Klar erklärt sich das durch die weit verbreitete Sperrstunde, die es eigentlich nicht mehr gibt. Nur wer keine Lizenz hat, schließt pünktlich um 23 Uhr. Fragen schleichen in meinen Kopf: Wenn hier immer wieder bis spät in die Nacht gearbeitet wird, geht das dann gut? Liegt hier vielleicht der Anfang aller Krisen? Denn nicht nur am Nachmittag, auch

zur schönsten Mittagsstunde sitzen und stehen Menschen in den Pubs, Ale und Wein vor, bald in sich. Streift man weiter durch die Stadt, landet man fast wie von selbst plötzlich in einem Szeneviertel. Erkennungsmerkmal? Jeder sieht gleich aus und fühlt sich wahnsinnig individuell. Es langweilt schnell. Begeistert bin ich von der Verwendung alter Industriegebäude. Eine alte Brauerei ist jetzt ein In-Viertel. Ausstellungen, Bars, unerklärlich hohe Preise für Dosenbier und überall die gleichen jungen Menschen. Angenehme Aufregung verursachen dann, an der nächsten Ecke, unzählige Second-Hand-Shops. Die würde ich gern mit nach Jena nehmen, nur zwei oder drei. In ihnen regt sich das Gefühl, ein Stück London auf kleinstem Raum zu finden. All diese Dinge wurden hier getragen oder benutzt, irgendwer hat damit das erlebt, was ich suche: Das wahre, das alltägliche London. Außerdem ist die Mischung all der Dinge genauso, wie die Stadt ist: Altes und Neues, Skurriles und Banales. Witzigerweise laufe ich ein paar Tage später durch Jena und denke: „Oh Gott, London ist hier!“. Leider hat es der ein oder andere Style hierher geschafft – die Bierpreise schaffen das hoffentlich nicht.

London scheint permanent schnell zu sein – abgesehen vom täglichen Stau der sich, trotz City-Maut, bildet und zahlreichen Touristen, die stehen, sehen, fotografieren. Immer die gleichen Bilder. Und wieder ein Widerspruch. Langsam freunde ich mich mit der Größe an, obwohl ich sie immer noch nicht ganz erfasst habe. Fast selbstverständlich erkenne ich nun bestimmte Ecken in der Stadt wieder. Da fällt mir wieder der Blickwechsel ein – und Fahrrad fahren. Linksverkehr, für alle Nichtinselbewohner netterweise an jeder Ampel erklärt, sollte man dringend als Nichtfußgänger ausprobieren. Also rauf auf den Drahtesel und los. Mein kontinentaler Instinkt verunsichert mich. Ständig nicht wirklich zu wissen, wo denn nun links oder rechts ist, macht es nicht besser. Trotzdem: Es funktioniert! Ich fühle mich, also gehöre ich hier hin, als werde ich ein Teil dieser Stadt. So erkunde ich mit knapper Zeit den Hyde Park, entdecke wie sündhaft teuer Tretbootfahren sein kann, aber auch wie schön sie ist, diese Stadt. Denn das ist sie: groß, an manchen Ecken rau und traurig, an anderen geradezu heimelig. Beeindruckend ist zudem, wie unspektakulär vermeintlich Spektakuläres ist. Nichts, abgesehen vom Sicherheitszaun, rührt mich an Downing Street No. 10 – einer der wenigen Punkte, die zu sehen ich vorher spannend fand. Big Ben aber, scheinbar reizlos, fasziniert mich noch jetzt – dieser Klang, diese Größe, dieser Blick. □

Leckerique

von Jenny

Gutes Essen sollte man sich auch als Ständig-pleite-Student leisten können und gönnen wollen. Was für den einen oder anderen gut ist, kann variieren. Selbst gemacht, günstig und schnell – passend zur Saison stellen wir euch heute ein Rezept vor.

Der Klassiker – Bolognese, aber saisonal. Für ca. 4 Personen:

2-3 Möhren
¼ Knollensellerie
1 Zwiebel, 2 Knoblauchzehen
1 Petersilienwurzel
2 gr. Dosen Tomate (im Winter leider nicht frisch)
1 Apfel (am besten süß und mehlig)
Gewürze (Salz, Pfeffer, Kräuter, Chili)
etwas Frischkäse & Rotwein
frische Kresse
für nicht-Vegetarier: 500g Rindfleisch, kann ersetzt werden durch Soja, kann aber auch weg gelassen werden!
dazu/davor/danach: Salat
4 Chicoree
2 Orangen
1 Winterlauch
etwas Rotwein, Senf, Frischkäse, etwas Öl & Balsamicoessig

Möhren, Sellerie, Zwiebel, Knoblauch, Petersilienwurzel und Apfel in kleine Würfel schneiden und anbraten. Apfel sorgt für ein fruchtiges Aroma. Alles mit Rotwein ablöschen. Die Soße aus der Dose kann gleich in den Topf. Die Tomaten püriert man zusammen mit der Hälfte bis drei Vierteln des angeschmorten Gemüses, gibt es in den Topf und kocht das Ganze auf. Frischkäse hinzu und mit Gewürzen abschmecken. Je nach Geschmack und Konsistenz noch etwas Gemüsebrühe, Rotwein oder Wasser hinzu. Wird es zu salzig: eine geschälte Kartoffel in den Topf und die Soße damit kochen – sie saugt den Salzgeschmack auf. Wenn das Ganze nicht vegetarisch sein soll, brät man mit dem Gemüse Rinderhack an. Alternativ geht auch Soja. Das Ganze kommt über die Pasta, statt Käse kann man gut Kresse darüber geben.

Dazu ein Salat:

Chicoree, Orange und Winterlauch klein schneiden und vermengen. Als Dressing einfach Rotwein, Essig, Frischkäse, Öl und Senf vermischen, so dass es eine gute Konsistenz hat und ebenso schmeckt.

So schnell habt ihr ein leckeres, saisonales Essen – *unique* wünscht euch einen guten Appetit!

Eine Sprache zwischen „Tausend Winden“

von Makito

Zazaki (lies: Sasaki) ist eine der ältesten Sprachen indoeuropäischen Ursprungs in Anatolien. Sie wird im Osten der Türkei, am oberen Euphrat gesprochen, hauptsächlich in Tunceli bzw. Dersim, wie die Stadt auch in Zazaki genannt wird.

Zazaki wird wegen ihres politischen und kulturellen Hintergrundes häufig noch als ein Dialekt der kurdischen Sprache angesehen. Beide sind aber selbstständige Sprachen, die zum iranischen Zweig der indogermanischen Sprachfamilie gehören. Die repressive Sprachpolitik der türkischen Regierung verbannte Zazaki, Kurdisch und die Sprachen zahlreicher anderer Minderheiten in den privaten Gebrauch. Sie sind im Rundfunk und Fernsehen verboten und werden nicht in der Schule gelehrt. Nach einem Aufstand in den Jahren 1937-38 wurden zwei Drittel der alevitischen Zaza-Bevölkerung in Tunceli durch ein Pogrom getötet oder vertrieben. Damals wie heute waren die Zazas wegen ihres alevitischen Glaubensbekenntnisses Repressionen und Verfolgungen ihrer Besatzer hilflos ausgeliefert. Die Religion und Sprache wird offiziell nicht geschützt. Es gibt mittlerweile circa zwei Millionen Sprecher, von denen aber ein erheblicher Teil in Westeuropa ansässig ist. Allein in Deutschland leben schätzungsweise 250.000 Zaza-Sprechende. Dies wirkte sich erheblich auf die Sprache aus, denn in ihrem Herkunftsgebiet gibt es keine Chance auf Pflege und Gebrauch der Zazaki-Sprache – sie ist somit dem Untergang geweiht.

Während einer Rede am 24. November 2011 entschuldigte sich der türkische Ministerpräsident Erdogan im Namen des Vorstandes der CHP-Partei, welche für das Massaker in Tunceli verantwortlich war. Diese Entschuldigung, mit der Erdogan auf Forderungen der Opposition einging, gilt als historisch.

Diese Erfahrungen, in seiner Heimat einer kulturellen und ethnischen Minderheit anzugehören, wurden prägend für den Autoren Hasan Dewran. Viele seiner Werke handeln von der Unterdrückung der Minderheiten innerhalb der türkischen Bevölkerung. Häufig zeigt er in seinen Gedichten die Verbundenheit seines Volkes durch deren Heimat:

Koye ma berjiyê, vilê ma ça honde çewto? Hardê ma hirao, dewê ma dewletiyê. Sew u soder gureme. Ça hona vêsanime?

Diese Verse heißen wörtlich übersetzt:

Hoch sind unsere Berge, warum ist gebeugt unser Haupt?
Unser Land ist groß und breit, unsere Erde fruchtbar.
Wir arbeiten Tag und Nacht, warum leiden wir dennoch an Hunger?

Sie sind stolz auf ihre Landschaften und Berge, müssen sich aber Demütigungen und Repressionen beugen. Sie versuchen, die Welt zu kennen, in der sie gezwungen sind, zu leben. Dennoch, sie alle verbindet die Liebe zu ihren Wurzeln. Das Schicksal von Minderheiten auf der ganzen Welt ist Dewrans Anliegen. Das hier abgebildete Gedicht „Der Engel der Finsternis“ ist seinem Gedichtband „Tausend Winde – Ein Sturm“ entnommen. Hasan Dewran wurde 1958 in Tunceli geboren und lebt seit 1977 in der Bundesrepublik Deutschland. Er studierte in Mannheim Psychologie. Dewran schreibt in türkischer, englischer und deutscher Sprache sowie in seinen Muttersprachen Zazaki und Kurdisch. Weitere Infos zu ihm und seinen Werken findet ihr unter *www.hasan-dewran.de* □

Der Engel der Finsternis

Milaketê Serê Sewe

Hasan Dewran

Der Nacht
Mi roşt
gab ich Licht,
dave sewe,
Sie nahm es.
aê goret.
Von der Nacht
Mi sewera
wollte ich Dunkelheit,
tari wast,
sie gab sie nicht.
aê nida.
Ich fragte, warum?
Mi pers kerd, çira?
Sie sagte:
Aê vake:
Die Engel der Finsternis
Bimbarekê zilemote
Erlauben es nicht.
destur nidane.
Gehe, wasche
Tu su, riyê roê ho
Dein Seelengesicht
pi roşt bişüye.
Mit Licht.

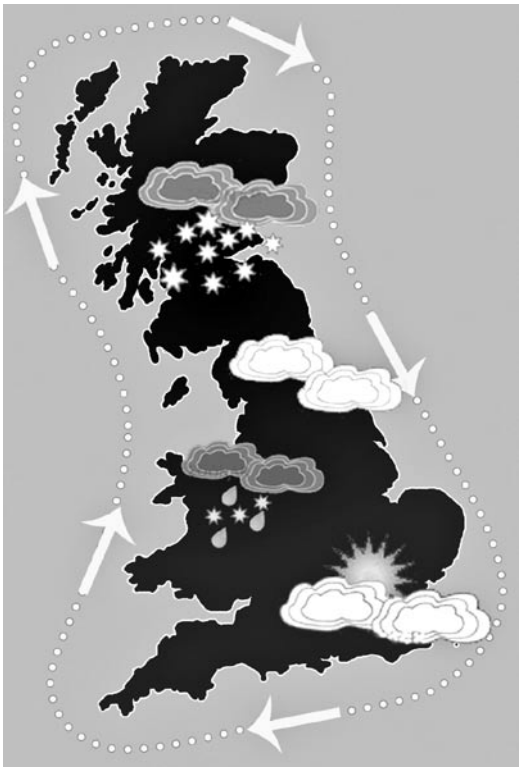
Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen. Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

Kolumne

„Winter wakeneth all my care …“ Jahreszeitliche Betrachtungen

von Thomas Honegger

Wenn man auf den britischen Inseln wohnt, ist es von Vorteil, Wetter unabhängig von irgendwelchen jahreszeitlichen Vorlieben allgemein zu mögen – denn davon bekommt man ganzjährlich viel, oft und in den unterschiedlichsten Formen. Während dem Besucher aus Kontinentaleuropa vor allem die feucht-nasse Komponente des britischen Wetters auffällt, sehen es die Briten selbst differenzierter. So fühlen sich die Bewohner Südenglands als durch den warmen Golfstrom verwöhnt, während sich die Schotten als die echten Hartwetterprofis betrachten. Eine Konsequenz dieser Einstellung ist, dass wärmedämmende Doppelverglasung und verwandte zivilisatorische Errungenschaften zwar vom Hörensagen her bekannt, in der Realität jedoch nur vereinzelt anzutreffen sind. Im Süden braucht man so etwas nicht (man hat ja den „wärmenden“ Golfstrom) und im Norden werden solche Dinge als Anzeichen einer gefährlichen Verweichlichung betrachtet. Ähnlich verhält es sich mit der Einstellung zu jahreszeitlich angepasster Kleidung. Grundsätzlich gilt, dass sich die meisten Briten eher nach dem Datum in ihrem Kalender als nach den realen Witterungsbedingungen richten.



Die Liebe der Briten zu ihrem Wetter und den Jahreszeiten spiegelt sich auch in der englischen Literatur wider. So beginnt eines der bekanntesten Werke der mittelenglischen Literatur (Geoffrey Chaucers *Canterbury Tales*) mit den unsterblichen Zeilen: „Whan that Aprill with his shoures soote …“ oder zu Deutsch: „Wenn der April mit seinen süßen Schauern …“ Welch andere Kultur würde die Aprilschauer als ‚süß‘ apostrophieren? Und auch in der mittelenglischen Lyrik sind die ‚jahreszeitlichen Eingänge‘ weit verbreitet. Ein anonymer Dichter des 14. Jahrhunderts leitet seine melancholischen Zeilen über die Vergänglichkeit allen irdischen Lebens ein mit „Winter wakeneth all my care“ – „der Winter weckt all meinen Kummer“. Dem hat ein anderer anonymer Dichter ein fröhlich-keckes „Sumer is icumen in, Lhude sing, cuccu!“ (Der Frühling ist da, sing laut ‚Kuckuck‘!) entgegen gesetzt. Sprachwissenschaftlich interessant ist die Tatsache, dass es sich bei der mit „sumer“ bezeichneten Jahreszeit nicht um den Sommer, sondern um den Frühling handelt – der weitere Verlauf des Gedichts lässt daran keine Zweifel. Warum, wird man zu Recht fragen, verwendet der Dichter dann nicht einen mittelenglischen Begriff für ‚Frühling‘ – z.B. ‚lenten‘ (vgl. dt. Lenz) oder ‚vere‘? Untersucht man die Verbreitung der Bezeichnungen für die vier Jahreszeiten in der Geschichte des Englischen, so kommt man zur überraschenden Schlussfolgerung, dass – wie in den meisten germanischen Sprachen – die Bezeichnungen für Sommer und Winter stabil, diejenigen für Frühling und Herbst jedoch nicht durchgängig im Wortschatz vertreten sind und dann auch größere Variationen aufweisen. Etwa im (älteren) Englisch ‚autumn‘, – ‚fall‘ – ‚harvest‘ für den Herbst. Dies hat seine Wurzeln im Umstand, dass die germanischen Stämme lange Zeit in Klimaregionen siedelten, in denen vor allem der Unterschied zwischen den beiden ‚Hauptjahreszeiten‘ (Sommer = Sonne, bzw. Winter = keine Sonne) ins Auge fällt und die ‚Zwischenjahreszeiten‘ nur eine Nebenrolle spielen. So bestand offensichtlich nicht immer ein ‚lexikalisches Bedürfnis‘ nach einer dem Sommer vorangestellten und von ihm gesonderten Jahreszeit. Natürlich kannten auch die Engländer des 13. Jahrhunderts ‚Frühlingsgefühle‘, wie das mittelenglische Gedicht zeigt. Diese wurden dann eben als ‚Sommergefühle‘ bezeichnet. Aber bis man wieder mit Herzensbrunst „Sumer is icumen in, Lhude sing, cuccu!“ singen kann und uns der April mit seinen ‚süßen Schauern‘ verwöhnt, müssen wir noch durch den Winter … □

Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena, warf diesmal einen Blick auf die Vielfalt des britischen Wetters.

Tea-time, whisky et révolutions

Durant la Première Guerre Mondiale, un Français découvre son affection pour une espèce exotique et bizarre: les Britanniques.

von David

Les Français sont incapables de faire du thé ou de la bière. C'est pourquoi le colonel Bramble et sa Brigade Écossaise doivent combattre les troupes du Kaiser dans de dures conditions. En revanche, leur officier de liaison français Aurelle ne supporte pas l'agneau avec la sauce à la menthe. Les Anglais et „leur" Français partagent cependant avec plaisir toutes sortes de boissons fortes: Whisky, cognac, vin, champagne, porto, sherry et grog.

André Maurois (1885-1967) est surtout connu pour son roman d'amour psychologique *Climats* et pour ses biographies d'écrivains (par ex. Hugo, Byron) et de politiciens (par ex. Napoléon, Édouard VII). Dans son premier roman *Les silences du colonel Bramble*, Maurois raconte avec son alter ego Aurelle ses impressions en tant qu'officier de liaison et interprète pour l'armée anglaise durant la Première Guerre Mondiale. Le livre est publié en 1918 et connaît grâce à son humour fin un grand succès tant en France qu'en Grande-Bretagne. En 1922 paraît la suite, *Les discours du docteur O'Grady*.

Maurois ne raconte pas d'histoires de guerre, mais plutôt le rapprochement de deux cultures très dissemblables: Peu importent leurs différences, Français et Anglais peuvent s'entendre. D'ailleurs, aucune des deux cultures n'est homogène: Aurelle découvre avec autant de stupéfaction que ses collègues anglais l'ascétique vie paysanne dans les villages du nord de la France. C'est le nom d'un de ces villages qu'Émile Herzog choisira comme son nom de plume en 1918: „Maurois".

Dans les deux romans, nous suivons les anecdotes, les réflexions philosophiques et les controverses des protagonistes. La politique par exemple sépare les Anglais réformateurs et parlementaires des Français révolutionnaires et démocratiques. Le major Parker confesse à Aurelle son incompréhension de la „jalousie égalitaire" française: „Well, cela me donne envie de m'habiller de satin pourpre brodé d'or et d'aller me promener sur la place de la Concorde." Le docteur O'Grady considère „la soupape parlemantaire" – en plus du fromage de Stilton et de fauteuils confortables – comme le plus grand cadeau de l'Angleterre au monde. Cela ne l'empêche pas, en tant que psychiatre, de qualifier la majorité des parlementaires anglais de fous. Par contre, les propos sur l'Irlande et l'Empire ne sont plus vraiment actuels ou convenables: Les personnages anglais sont persuadés que l'Irlande ne deviendra jamais indépendante et que l'Empire britannique durera à tout jamais.

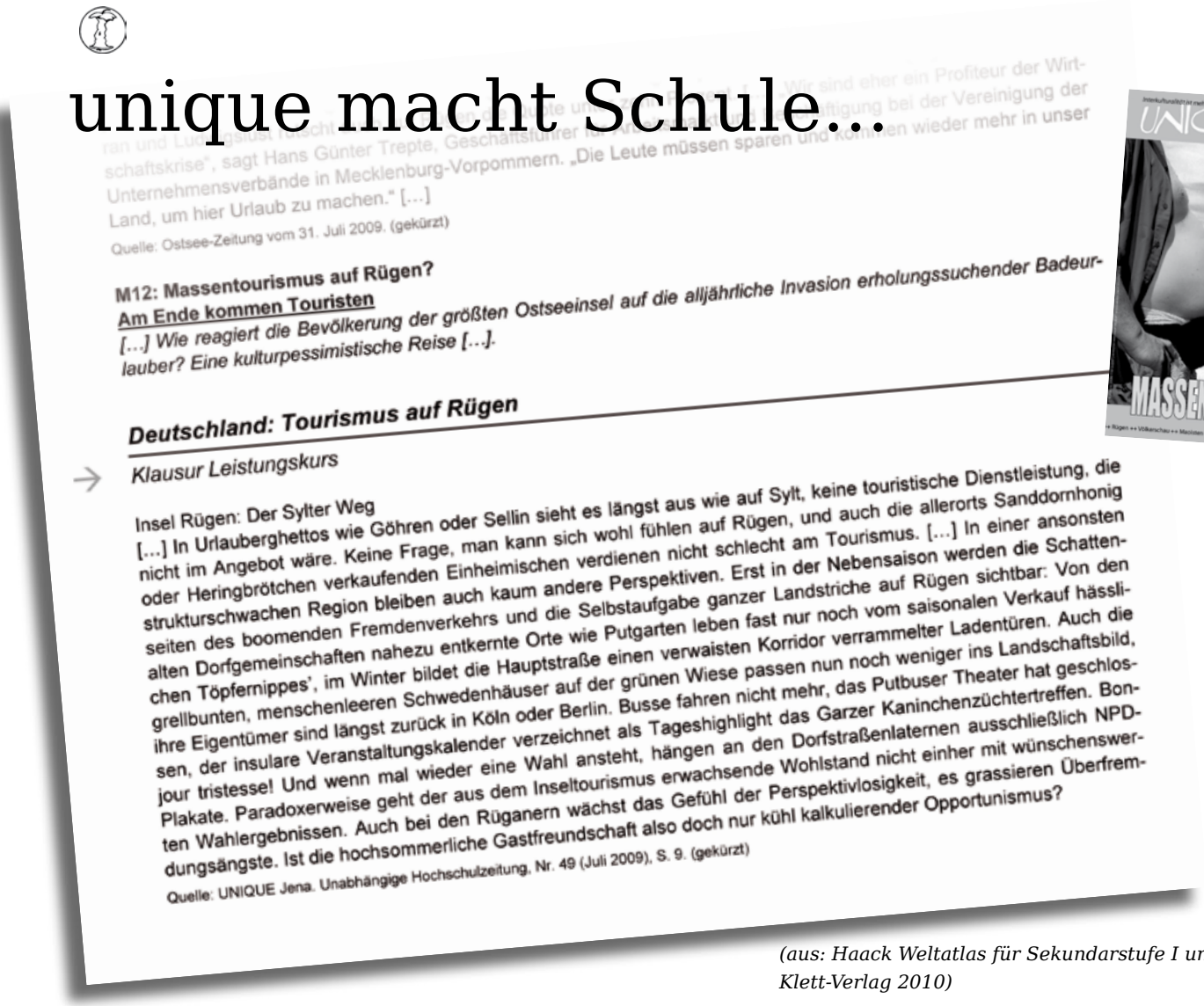
Les Britanniques expliquent fièrement à Aurelle l'importance du sport en Angleterre: Si les Néo-Zélandais battent les Anglais, les Irlandais et les Écossais au foot, la fin du monde n'est plus loin. Quel bonheur alors quand les Gallois battent finalement les Néo-Zélandais. Comme Aurelle ne s'intéresse pas au sport, il préfère se disputer avec le major Parker sur la littérature française et anglaise. Aurelle défend Baudelaire et Dickens, que Parker trouve trop peu „gentleman". Le Français, comme passe-temps, traduit quelques poèmes anglais, entre autres *If* de Rudyard Kipling. La traduction par Aurelle/André Maurois est encore aujourd'hui considérée comme la meilleure.

Les discussions anglo-françaises se terminent parfois avec une pointe amusante ou surprenante, mais le plus souvent sans résultat. Peu importe: Elles sont toujours une fin en soi. Le major Parker finalement anoblit Aurelle: „Vous devenez Anglais vous-même: vous sifflez dans votre bain, vous buvez du whisky et vous commencez à aimer les discussions; si vous en veniez à manger des tomates et des côtelettes crues pour votre petit déjeuner, vous seriez tout à fait parfait." □

André Maurois:
Les silences du colonel Bramble
Les discours du docteur O'Grady
im französischen Original und in Übersetzungen antiquarisch erhältlich.

Die deutsche Übersetzung des Artikels findet ihr auf unique-online.de

unique macht Schule...



schaftskrise", sagt Hans Günter Trepte, Geschäftsführer der Unternehmensverbände in Mecklenburg-Vorpommern. „Die Leute müssen sparen und können wieder mehr in unser Land, um hier Urlaub zu machen." [...]

Quelle: Ostsee-Zeitung vom 31. Juli 2009. (gekürzt)

M12: Massentourismus auf Rügen?

Am Ende kommen Touristen

[...] Wie reagiert die Bevölkerung der größten Ostseeinsel auf die alljährliche Invasion erholungssuchender Badeurlauber? Eine kulturpessimistische Reise [...].

Deutschland: Tourismus auf Rügen

Klausur Leistungskurs

Insel Rügen: Der Sylter Weg

[...] In Urlauberghettos wie Göhren oder Sellin sieht es längst aus wie auf Sylt, keine touristische Dienstleistung, die nicht im Angebot wäre. Keine Frage, man kann sich wohl fühlen auf Rügen, und auch die allerorts Sanddornhonig oder Heringbrötchen verkaufenden Einheimischen verdienen nicht schlecht am Tourismus. [...] In einer ansonsten strukturschwachen Region bleiben auch kaum andere Perspektiven. Erst in der Nebensaison werden die Schattenseiten des boomenden Fremdenverkehrs und die Selbstaufgabe ganzer Landstriche auf Rügen sichtbar: Von den alten Dorfgemeinschaften nahezu entkernte Orte wie Putgarten leben fast nur noch vom saisonalen Verkauf hässlichen Töpfernippes', im Winter bildet die Hauptstraße einen verwaisten Korridor verrammelter Ladentüren. Auch die grellbunten, menschenleeren Schwedenhäuser auf der grünen Wiese passen nun noch weniger ins Landschaftsbild, ihre Eigentümer sind längst zurück in Köln oder Berlin. Busse fahren nicht mehr, das Putbuser Theater hat geschlossen, der insulare Veranstaltungskalender verzeichnet als Tageshighlight das Garzer Kaninchenzüchtertreffen. Bonjour tristesse! Und wenn mal wieder eine Wahl ansteht, hängen an den Dorfstraßenlaternen ausschließlich NPD-Plakate. Paradoxerweise geht der aus dem Inseltourismus erwachsende Wohlstand nicht einher mit wünschenswerten Wahlergebnissen. Auch bei den Rüganern wächst das Gefühl der Perspektivlosigkeit, es grassieren Überfremdungsängste. Ist die hochsommerliche Gastfreundschaft also doch nur kühl kalkulierender Opportunismus?

Quelle: UNIQUE Jena. Unabhängige Hochschulzeitung. Nr. 49 (Juli 2009), S. 9. (gekürzt)

(aus: Haack Weltatlas für Sekundarstufe I und II - Klausuren, Klett-Verlag 2010)

Impressum

Öffentliche Redaktionssitzungen donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer"

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)

Chef vom Dienst:
Jenny Distler

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Ressortleiter:
Christoph Matiss (EinBlick)
Philipp Ebert (WeitBlick)
Lutz Granert (LebensArt)
Stephanie Nicolai (WortArt)

Redaktion:
Belind Hajy (Makito), Christoph Matiss (Chrime), David Leuenberger, Elisa Haase, Frank Kaltofen, Franziska Gutzeit (paqui), Jenny Distler, Judith Antkowiak (jutzi), Lutz Granert (LuGr), Mallory Clarke, Mariella Loock, Michaela Meißner (gouze), Patrick Mehner, Philipp Ebert, Rebecca Hadler (bexdeich), Robin Korb (rokko rehbein), Sophie Boesser, Stefan Laser (Laser), Stephanie Nicolai (Sena), Turian da Silva (Tsil), Valentin Schmehl (Antin)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Andreas Fekl, Christoph Borgans, Felix Schumann, Hasan Dewran, Hend Taher Refky, Dr. Jörn Lamla, Leyland Cecco, Salim Hajy, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 11. Jahrgang

Satz & Layout: David Leuenberger, Elisa Haase, Frank Kaltofen, Michaela Meißner
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Zeichnungen: Jenny Distler, Mariella Loock
Onlinebetreuung: Patrick Mehner, Frank Kaltofen

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: Michaela Meißner
Seite 4 oben: Leyland Cecco | Seite 5 oben: Stephan Walzl | Seite 8: Felix Schumann, Andreas Fekl | Seite 9: Fernando de Sousa | Seite 11: Leyland Cecco | Seite 13: dpa | Seite 21: Stephan Walzl, Thomas Müller | Seite 24: Stefanie Gumpert | Seite 27: Anouk Reger

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, insofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Förderer:
Internationales Büro und Rektoramt der FSU sowie StuRa FH Jena

Einzigartig in Thüringen
12 %-iges Solebecken

Kristall Sauna-Wellnesspark mit Soletherme

Thermen- und Sauna-Paradies

Große Thermenwelt mit bestem Thermal-Solewasser
12 % Sole-Außenbecken, Wellenbad, 2 Natronbecken, Strömungskanal, Eltern-Kind-Bereich, Solarienwiese, mehrmals täglich kostenlose Wassergymnastik, Thermen-Restaurant u.v.m.

Saunawelt mit Thüringen's größter Sauna 11 Themen-Saunen, Spezialaufgüsse, 5 Dampfbäder, Osmanischer Hamam, Innen- und Außenbecken, Whirlpool, Eisnebelgrotte, Sauna-Restaurant, großer Liege- und Freibereich u.v.m.

- **Monatliche Events** z.B. Saunafeste, romantisches Vollmondschwimmen, u.v.m. bieten abwechslungsreiche Unterhaltung.
- **Wellness-Angebote**
  Im Massagebereich gibt es eine große Auswahl von Verwöhnangeboten, gerne beraten wir Sie ausführlich.
- Täglich ab 12 Uhr **textilfrei Baden** in der gesamten Therme.
  Mi + So ab 12 Uhr Baden mit oder ohne Badebekleidung.
- Alle **„Geburtstagskinder"** haben gegen Vorlage des Ausweises an diesem Tag **FREIEN EINTRITT!**

Öffnungszeiten außer 24.12.
Mo, Mi, Do, So 9 – 22 Uhr, Di, Fr, Sa 9 – 23 Uhr
Köstritzer Str. 16 · 07639 Bad Klosterlausnitz
Tel. (03 66 01) 598-0 · Fax 598-33

Wunderschöne, gesunde Haut bekommen Sie im „kleinen Toten Meer" in Thüringen, im 12 %-igen Solebecken

Thermalsole-Außenbecken mit 12 % Solegehalt. Schweben Sie wie im Toten Meer durch den Auftrieb des hochprozentigen Solegehalts. Genießen Sie dieses ganz besondere Badeerlebnis. Die konzentrierte Sole fördert die Gesundheit der Haut, der Gelenke und der Muskulatur und regt den Stoffwechsel an.
Ein Highlight, das jeden Besuch noch attraktiver werden lässt.

Studenten-Tarif:

Studenten erhalten
30 % Rabatt
auf alle regulären Eintrittspreise.

Anzeige

www.kristall-saunatherme-bad-klosterlausnitz.de

Anzeige

Give Me Five

Das Studenten-Abo von Theater&Philharmonie Thüringen

5 Vorstellungen
Deiner Wahl für
nur 25,– Euro!*

Das Jugend+Studenten-Abo und alle Informationen erhälst Du im Besucherservice in Gera und Altenburg im Theater.

*Gilt nicht für Sonderveranstaltungen und Gastspiele

BÜHNEN DER STADT GERA
LANDESTHEATER ALTENBURG

www.tpthueringen.de